Walhalla:

Eine Monatsschrift zur Belehrung und Erheiterung.

2. Band. Philadelphia, Mai 1847. 5. Heft.

Joseph, der Reichthumsucher.

(Schluß.)

Jetzt wollte es wirklich scheinen, als sollte mein alter Wunsch mit dem Reichwerden in Erfüllung gehen, denn ich hatte schon ein ansehnliches Capital in meines Schwagers Handlung stehen. Dabei lebte ich mit meiner Frau und meinen Kindern im Essen und Trinken und in der Kleidung noch eben so schlecht und gerecht fort, wie vorher, da ich mich von der Tuchmacherei nährte, nur daß ich meiner alten Mutter, die ja in ihrem Leben Noth genug ausgestanden hatte, manchmal etwas besondres zu Gute that, und meiner Schwester, die sich in Ortenberg verheirathet hatte, und der es anfangs ein wenig schwer ging, je zuweilen etwas zufließen ließ. Ich hielt noch immer einen Gesellen und arbeitete selber in freien Stunden auf meinem Handwerk, so daß mir meine Werkstatt fast eben so viel austrug, als mein Hauswesen mich kostete. Mit meinem Schwager aber ging es anders zu. Der hatte nach Geld und schönen Kleidern gefreit; hatte sich aus Frankfurt am Main eine Frau aus einem vornehmen, dabei auch ziemlich vermöglichen Hause genommen, die er mit Extrapost nach unserm kleinen Ortenberg brachte, und, damit sie meinen möchte, Ortenberg sey auch eine große Stadt, nach Verabredung mit dem Postillon erst durch alle Gassen und Gäßchen hindurchfahren ließ, bis er mit ihr an seinem Hause hielt.

Aber die junge Frau merkte doch bald den Unterschied; ihr that es bange nach ihrer großen, schönen Vaterstadt; sie wollte sich das Heimweh durch allerhand Kurzweil vertreiben lassen, mein Schwager mußte ihr eine kostbare Equipage sammt Bedienten und Jungfrau anschaffen; sie kutschirten mit einander bald nach Wetzlar, bald nach Hanau, und in Frankfurt blieb sie oft ganze Monate. Dazu verlangte sie auch, wie große Leute, ein Landhaus, und mein Schwager war auch wirklich so nachgiebig, daß er ein Bauernhaus bei Ortenberg kaufte, das er niederreißen und dafür ein buntes steinernes Kartenhaus hinsetzen, statt der Baumanlagen und Felder aber einen französischen Lustgarten mit Springbrunnen anlegen ließ. Das alles kostete gar viel Geld, und, wenn man's hätte berechnen wollen, weit mehr, als die Frau in unser Haus gebracht hatte; mein Schwager war aber wie taub und blind, sahe seinem Weibe sogar die Spielsucht nach, die ihr und ihm gar große Summen kostete.

— — — Ich aber war nicht blind und taub; ich sahe wohl, wohin es bei solchem Gange kommen müßte; öfters suchte ich meinen Schwager zur Einsicht zu bringen, aber er wurde entweder zornmüthig und bitter, warf mir meine Armuth vor und prahlte mit dem Eingebrachten seiner Frau, oder hörte mich nur flüchtig an. Da sprach ich einmal ausführlich

mit meiner klugen Frau über die Sache, und die war ganz meiner Meinung, daher ſetzte ich mich auch bald nachher mit meinem Schwager ſo, wie ich's nun erzählen will.

Mein lieber Bruder, ſagte ich eines Tages zu ihm, da ſeine Frau wieder nach Frankfurt am Main verreiſt war, und, wie man hörte, von dort eine Luſtreiſe nach Paris machen wollte, du weißt, daß uns dein ſeliger Vater auf ſeinem Sterbebette zur brüderlichen Liebe gegen einander vermahnt hat, und ich meine, ich hab es bisher nicht daran fehlen laſſen, dir dieſe Liebe nach Kräften zu erweiſen. Auch weißt du wohl, daß ich, da ich in euer Haus kam, gar nichts hatte, ſondern ein blutarmer Menſch war. Alles, was ich jetzt habe: mein Haus, ſammt Garten und Feld, vor allem aber mein häusliches Glück mit Frau und Kindern, das danke ich doch nebſt Gott nur deinem ſeligen Vater und dir. Nun habe ich zwar jetzt ſechs oder ſieben Jahre für dich in deiner Handlung gearbeitet, und du haſt mir für meine Mühe einen ſo großen Lohn angerechnet, daß er zum anſehnlichſten Kapital geworden iſt, aber ich habe dabei doch auch noch auf meiner Werkſtatt ſo viel erwerben können, daß ich mit den Meinigen zu leben hatte. Darum nimm' du und behalte das, was das Deine war; ich mag nichts aus dem Erwerb deiner Handlung haben, als was ich etwa, es wird gerade nicht viel ſeyn, hin und wieder von dieſem Verdienſt in meinem Haushalt verwendet habe. Wenn du das, was ich dir gern und willig gebe, treulich zuſammenhälſt, und vor allen Dingen den Gelüſten deiner Frau Zaum und Gebiß anlegſt, dann wirſt du als ehrlicher Mann leben und beſtehen können, ſonſt aber geht es mit deinem ganzen Hausweſen auf Spott u. Schande hinaus; denn wenn du das rechneteſt, was ſchon jetzt nicht mehr dein, ſondern fremdes Gut iſt, da ſollte dir wohl dein Leichtſinn und deine Frauenhätſchelei vergehen.

Mein Schwager weinte und wollte anfangs mein Anerbieten nicht annehmen; er hatte ſich in ſeinem Leichtſinne ſelber Wolken vor die Augen gezogen, und in den beſtändigen Luſtbarkeiten, zu denen ſeine Frau ihn verleitete, war er ſeit etlichen Jahren nicht mehr dazu gekommen, ſeine Rechnungsbücher einmal gründlich durchzuſehen. Ich aber hatte ihn heute einmal, wo ich ihn längſt haben wollte; ich ließ ihn nicht wieder aus den Händen, bis ich ihm den ganzen Beſtand ſeiner Dinge haarklein auseinandergeſetzt hatte. Er war nun endlich doch zu der Einſicht gekommen, daß ich mit meinen bisherigen Warnungen und Ermahnungen recht gehabt habe.

Mein Bruder, ſagte ich zu ihm beim Fortgehen, ich laſſe dir all meinen verdienten Antheil an unſerm ſeitherigen Gewinn, ich laſſe dir all das Geld, das mein gehörte, in deiner Handlung; aber etwas nehme ich doch mit mir hinaus und laſſe dir's nicht: das iſt mein ehrlicher Name, mein gutes Gewiſſen gegen Gott und Menſchen. Siehe du doch ja zu, daß du auch vor Gott und an dem Nächſten rechtſchaffen handeln und ein ehrlicher Mann bleiben mögeſt. Wenn du ferner, wie bisher, deiner Frau ihren Willen läſſeſt; ſo läſſeſt du der Sünde Herrſchaft über dich und dein Haus, und wo die waltet, da iſt kein Segen, weder oben noch unten.

Mein Schwager gab mir die Hand darauf, daß er von nun an ganz Anders auf ſeine Sachen ſehen, auch ſchon für jetzt ſeiner Frau ihr koſtſpieliges Reiſen verbieten wolle. Wie lange und wie weit er ſeinen guten Vorſatz würde aus eignem Vermögen nachgekommen ſein, das weiß ich nicht; denn der liebe Gott, wie das öfter geſchieht, kam ſeiner Schwachheit zu Hülfe und that das Meiſte, ja Alles für ihn. Seine Frau kam nämlich etliche Wochen nachher krank von Frankfurt zurück, blieb auch von da krank, bis ſie nach etlichen Monaten ſtarb. Auf ihrem Sterbe te hat meine Frau ſie öfters beſucht, und es ſtehet zu hoffen, daß dieſe Beſuche nicht vergeblich geweſen ſind.

Mein Schwager verkaufte darauf, freilich mit großem Verluſt, ſein Luſthaus, das er auf dem Lande hatte, bezahlte ſeine Schulden und fieng wieder im Kleinen ein Geſchäft an, wobei er noch jetzt beſteht.

So war es denn auf einmal wieder mit meinem Reichwerden am Ende. Ich war indeß ganz wohlgemuth dabei, denn ich hatte mir's nun ſchon allgemach zum Wahlſpruch gemacht:

so ihr Nahrung und Kleider habet, so lasset euch begnügen. Auch meine Frau war mit Allem, was gekommen, ganz wohl zufrieden, denn ihr Sinn ist nicht nach hohen Dingen gestellt. Ich trieb nun wieder recht fleißig meine Tuchmacherei, und der liebe Gott segnete mich so reichlich dabei, auch hatten wir mit unsrem kleinen Feldbau und unsrem Viehstand etliche so gute Jahre, daß ich statt unsres alten, etwas baufälligen Häuslein, ein schönes neues Haus, sammt neuer Viehstallung herstellen konnte. Dazu hatte freilich unser baares Geld nicht ganz ausgereicht, sondern ich hatte etwas dazu aufnehmen müssen. Indeß der Bau war nöthig gewesen, und so vertraute ich auf Gottes Durchhülfe und Segen, fing aber, damit ich meine Schuld eher abzahlen könnte, nebenbei ein kleines Handelsgeschäft an. Einmal führte mich dieses Geschäft hinaus ins Sächsische, und ich konnte gerade jenesmal recht zufrieden seyn, denn ich hatte meine Waaren gut angebracht und manche mir zweifelhafte Posten, die ich ausstehen hatte, glücklich eingetrieben. Auf der Rückreise führte mich mein Weg durch den Thüringer Wald, und ich ritt oder fuhr damals nicht, sondern ich ging hübsch zu Fuße und trug meinen schweren Reisesack selber, denn ich dachte: so lange du noch mit fremdem Gelde wirthschaftest, mußt du wenigstens die eignen Füße, Hände und Schultern dazu gebrauchen, darfst, nach dem alten Sprichworte, zu deinem Schwarzbrod nicht Butter und Käse zugleich essen.

Der Thüringer Wald war damals gar sehr wegen der vielen Mordthaten und Räubereien verschrieen, die in ihm geschahen. Schon mancher Wandersmann und Handwerksbursch war in den Wald hineingegangen und nicht wieder herausgekommen, und niemand wußte, wo solche Leute hingekommen seien. Auch hatte erst kurz vorher eine Gesellschaft von Jenaischen Studenten, die noch dazu mit Hirschfängern bewaffnet waren, in einem Gasthause, das mitten im Walde liegt, große Lebensgefahr ausgestanden. Denn sie wollten, im Vertrauen auf ihre Zahl und Stärke, dort übernachten; man richtete ihnen ihre Streu so ein, daß die Köpfe im Kreise, um eine große hölzerne Säule die mitten in der Wirthsstube stund, herum zu liegen kamen; sie hatten sich schon niedergelegt, da ließ eine innere Angst den einen von ihnen nicht schlafen, dieser ließ auch den Andern keine Ruhe, bis sie alle wieder aufstunden und sich an einen Tisch setzten. Um Mitternacht aber, als man die jungen Leute im besten Schlafe glaubte, wurde plötzlich von dem mörderischen Wirthe eine schwere, eiserne Maschine losgelassen, die oben an der Decke hing, und wie ein Kranz die Säule umgab, diese hätte sie, durch ihr Niederstürzen alle zerschmettert, wenn sie liegen geblieben wären. So aber erwehrten sie sich tapfer des Wirthes und seines Knechtes, als diese hereinkamen, um die Todtvermeinten zu berauben, und kamen glücklich bis zur nächsten Stadt, wo sie die Sache bei Gericht anzeigten. Von dort hat man dann gleich Soldaten und Gerichtsdiener nach dem Wirthshaus geschickt, wo man viel geraubtes Gut und Leichname von ermordeten Menschen gefunden hat. Auch den Wirth und seinen Knecht, welche beide im Kampf mit den Studenten verwundet worden waren, hat man späterhin gefangen genommen, und sie sind hingerichtet, das Wirthshaus aber niedergerissen worden. Wenn aber bei dieser Gelegenheit zwei jener Mordräuber bei Seite kamen, so blieben ihrer doch noch genug im Walde, und es reiste niemand ohne Grauen durch denselben.

In Arnstadt, wo ich über Nacht blieb, hatte ich den ganzen Abend fast nichts als dergleichen Mord- und Raubgeschichten gehört, ich wußte aber, daß am andren Morgen ein Fuhrmann mit seinem Knechte, beides gar starke Leute, mit mir desselben Weges ziehen würden, dazu wußte ich auch sonst, daß ich nicht allein sey, denn ich hatte ja Den bei mir, welcher der Wächter Israels und sein Schutz genannt wird, darum war ich getrost und guter Dinge.

Ich machte mich am frühen Morgen, bei Tagesgrauen, mit den Fuhrleuten auf den Weg, und wir blieben beisammen bis um Mittag, wo die beiden Leute ihren Pferden bei einer Waldschenke, die ziemlich sicher seyn sollte, Futter gaben und selber etwas aßen. Mir ging diese Art zu reisen gar zu langsam; man hatte mir

gesagt, daß der Weg von dort an, wo wir hielten, viel bergab ginge, und daß man in fünf Stunden wohl aus dem Wald hinaus, zur nächsten Meiningenschen Ortschaft kommen könne; da machte ich mich in Gottes Namen allein auf den Weg, denn es war im October, wo die Sonne schon frühe zu Ruhe geht, und wenn ich noch am Tage oder in der Abenddämmerung den Wald passiren wollte, hatte ich keine Zeit zu verlieren. Etliche Stunden lang gieng es ganz gut, wiewohl ich nicht ohne Furcht und Sorgen war, und so oft ich ein Geräusch hörte, mich seitwärts vom Wege in das Gebüsch versteckte, weil ich meinte, es könnten Räuber kommen.

Als nun die Abendsonne das gelbe und rothe Laub der Birken und Buchen beschien, und ich nicht gar fern unter mir, an einem Waldbache, das Wirthshaus erblickte, von dem ich in Arnstadt gehört hatte, daß es das verdächtigste und übelberüchtigste von allen sei, obgleich man keinen sichern Beweis gegen die Wirthsleute habe aufbringen können, da verließ mich der Muth gänzlich und ich blieb einige Zeit hinter einer alten Eiche stehen. Endlich dachte ich: wenn du mit einem rechten Umwege um das Haus herumgingest, daß dich niemand darinnen gewahr würde, solltest du wohl mit Gottes Hülfe ihnen glücklich entkommen, denn es kann doch nicht mehr gar so weit bis zum Ende des Waldes sein. So ging ich denn seitwärts tief in den Wald, mußte mehrmalen über Felsen hinab und hinanklimmen; aber je schlimmer und unzugänglicher die Wilddiß war, durch die ich kam, desto lieber war mir's, denn ich dachte, hier sucht dich gewiß kein Räuber auf.

Ueber diesem meinem Herumsteigen hatte ich die Richtung verloren, und da ich mich nach meinem Bedünken weit jenseit des Wirthshauses wieder auf den Weg herumlenken wollte, konnte ich diesen mit aller Mühe nicht wiederfinden. Darüber wurde es Nacht, und es stieg noch dazu ein leichter Nebel auf, der die Sterne verdeckte. Ich hatte doch in meinem Leben schon mancherlei erfahren, aber in einem solchen Walde war ich noch niemals allein geblieben, sondern immer unter Leuten gewesen. Ich dachte indeß, so oft mich meine Angst zu einem guten und gescheidten Gedanken kommen ließ: es ist besser und sichrer, mit seinem Gott allein in einem finstren Walde zu hausen, als in Gesellschaft böser Menschen in einer beleuchteten Wirthsstube zu sitzen.

Zuerst kamen die Eulen und schrien so erbärmlich über meinem Haupte und in meine Ohren, daß mir die Haare zu Berge gingen; dann kam das blöckende Gebrüll der Hirsche, die gerade jetzt, im Herbste, auf der Brunst standen, und einmal war mir's als hörte ich einen Wolf im Gebüsch heulen. Zuerst legte ich meinen Ranzen am Boden hin und kletterte auf einen Eichenbaum, damit mich wenigstens kein wildes Thier ertappen könne. Wie ich so in den Zweigen saß, bemerkte ich nicht gar fern von mir ein Feuer, ich meinte aber, es säße eine Räuberbande herum und getraute mich deshalb nicht darnach hinzugehen.

In dieser Nacht habe ich wohl viel gebetet, aber ich meine fast, es haben mehr die Angst und die Todesfurcht, welche gewöhnlich viel versprechen und wenig halten, als das glaubige Herz aus mir gebetet. Doch wurde ich dabei ruhiger und ich gewann zuletzt ein festes Vertrauen, daß ich den Gefahren glücklich entkommen werde.

Endlich, — ei wie lange dauerte mir's bis zu diesem endlich, fing der liebe Tag wieder an zu dämmern und der Nebel war ganz vergangen; mit jeder Minute konnte ich weiter umhersehen. Ich schaute mich zuerst, ehe ich vom Baum herunterstieg, recht genau unter und neben demselbigen um, ob da nicht etwa ein Wolf oder ein wildes Schwein versteckt wäre, dann stieg ich, weil jetzt wieder jedes Aestlein sichtbar war, etwas höher hinauf, um nach der Stätte des Feuers eine beßre Aussicht zu gewinnen, das ich heute Nacht, hatte leuchten sehen. Da erkannte ich nun deutlich, daß dort keine Räuberbande sey, sondern ein Köhler war dabei, der eben seinen Meiler anschürte und seine Hütte nahe dabei hatte.

Da faßte ich alsbald guten Muth, stieg vom Baum herunter, nahm meinen Ranzen und arbeitete mich durch's Dickicht nach der Hütte hin. Der Köhler wunderte sich etwas über den frühen Besuch, und hielt seine Schürstange so, daß

er mich, wenn ich etwas Schlimmes im Schilde geführt hätte, wohl damit abtreiben konnte; er merkte mir aber bald an, daß ich mich selber vielmehr vor andren Leuten fürchte, als diese in Furcht jagen wolle, und da ich ihm erzählt hatte, wie ich hierher gekommen, hieß er mich niedersitzen auf seiner Moosbank und erquickte mich mit einigen Bissen Brod und Käse, sowie mit einem Trunke Bier. Wenn ihr etliche Stunden bei mir verziehen wollt, sagte er, dann könnt ihr mit meinem Sohne, der mir diesen Morgen neuen Mundvorrath bringt, gut und sicher zum Wald hinaus bis auf die Straße nach Meiningen und bis in das erste Dorf gehen, denn ohne Geleitsmann solltet ihr euch schwerlich aus dem Forst hinaus finden."

Ich nahm das sehr gern an, und nach der durchwachten, kalten Nacht überschlich mich gar bald ein sanfter Schlaf, da, in der Nähe des wärmenden Feuers.

Nach etlichen Stunden weckte mich der gute Mann. Sein Sohn war schon lange gekommen; ich mußte noch etwas von dem neuen Mundvorrath kosten, dann machte ich mich mit meinem Führer auf den Weg. Jetzt sahe ich's erst, wie weit ich in der Nacht von der rechten Richtung abgekommen, u. doch am Ende durch eine gute Hand zu dem hülfreichen Köhler geführt worden war; erst nach drei Stunden vollen Gehens, mitten durch den Wald, wo kein deutlicher Weg noch Steg war, kamen wir hinaus, und bald sah ich mich auf sichrer Straße wieder unter Leuten.

Mein junger Köhler wollte eben nichts von mir annehmen, als mein herzliches Vergeltsgott; ich zog jetzt ganz allein meines Weges. So wohl mar mir's lange Zeit nicht gewesen, als da aussen im wärmenden Strahle der Herbstsonne; ich sang gar manches Lob- und Danklied, und wußte meiner Freude kein Ende darüber, daß ich mit sammt meinem kleinen, ehrlich erworbenen Gute glücklich aus den Händen der Räuber entkommen sey. „Jetzt kannst du, so dachte ich, wieder einen großen Theil deiner Schuld abzahlen, und den Häuslein gehört nun bald dir und deinen Kindern ganz zu rigen, auch für alle häusliche Forderungen, die der Winter mit sich bringt, ist jetzt reichlich gesorgt. Sechshundert Thaler jetzt eingenommen, vierhundert bekommst du an Weihnachten — wenn dein Geschäft ein Paar Jahre so gut von statten ginge, wie bisher, dann könntest du, so murmelte ich halblaut vor mich hin, dann könntest du" — —

Ich wollte eigentlich sagen „ein reicher Mann werden", aber ich schämte mich des Wortes vor meinem Gott, der mich schon so oftmals in meinem Gewissen und in meinen Schicksalen wegen jenes Wunsches gezüchtigt hatte. Ja ich schämte mich diesmal wirklich recht vor mir selber und vor dem lieben Gott, und stimmte mein Sprüchlein an „wenn wir Nahrung und Kleider haben", betete auch recht ernsthaft und kräftiglich, daß mir doch Gott meinen thörichten Wunsch, reich zu werden, ganz aus dem Herzen herausreißen möchte. „Du hast schon so Vieles an mir gethan, sagte ich zu ihm, hast mich in so vielen Gefahren der Seele und des Leibes bewahrt und erhalten, ach errette mich doch auch aus dieser größten Gefahr des Geizes."

Liebe Herren, es bleibt eben dabei, wir wissen manchmal selber nicht, was wir bitten und was wir bitten sollen, sondern ein Andrer vertritt uns mit seinem Seufzen; ein Anderer, welcher besser versteht, was uns gut ist, als wir selber. Hätte ich's vermuthen können, wie bald mein Gebet wegen des Herausreissens sollte erhört werden, wie wehe aber das thun würde, ich hätte schwerlich so gebetet. Und doch war Alles sehr gut gewesen, denn ich hatte dabei eine Kraft in mein Herz empfangen, die ich wenige Stunden nachher gut gebrauchen konnte, wenn ich nicht in meinem Leid und Sorgen versinken sollte.

Ich kam gegen Abend nach Meiningen, ließ mir in einem bürgerlichen Wirthshaus ein Kämmerlein mit einem Bette anweisen, damit ich auf meine Beschwerden recht ausruhen könnte, und ging dann in die Wirthsstube hinunter zu den Gästen. Da sahe ich einen Bürgersmann aus meinem Städtlein, aus Ortenberg sitzen, der gewöhnlich mit Schustergeräthschaften hausiren ging. „Ei, wie stehts bei uns zu Hause, Meister Wilhelm, redete ich ihn an". „Wie soll's stehen, antwortete er

ganz trübsinnig; so, wie's eben über Brandstätten und in Jammerstunden sein kann." „Was? fragte ich ganz erschrecken, über Brandstätten und in Jammerstunden?" „Ja, antwortete er, es thut mir leid, Meister Pähler, daß ich's berichten soll; bei eurem Nachbar ist am vorigen Dienstag in der Nacht ein Feuer ausgebrochen; euer schönes neues Haus liegt in Schutt und Asche, auch euer Vieh ist mit verbrannt, und bald hätte es auch einem eurer Töchterlein und eurer alten Mutter das Leben kosten können, die sind aber Gott Lob beide noch gerettet worden, und niemand von den Eurigen ist beschädigt."

Mir verging das Hören und Sehen bei dieser Hiobspost; ich mußte mich niedersetzen. — Bringt dem Herrn da ein Glas Wein, rief Meister Wilhelm zur Wirthin; ich aber verbat mir Alles, ließ mir's nur noch einmal wiederholen, daß doch niemand von den meinigen mitverbrannt sey, und daß auch meines Schwagers Haus sammt einem großen Theil des Städtleins und die Kirche noch ständen; dann ging ich hinauf in mein Kämmerlein und schloß die Thüre hinter mir zu. Anfangs weinte ich da meine stillen Thränen. — Jetzt ist alles hin, was ich im Schweiß meines Angesichts erarbeitet habe; woher nun Brod nehmen für meine Frau und Kinder, und für die alte Mutter. „Bin ich nicht, so jammerte ich laut, ein recht betrübter und unglücklicher Mensch?" Betrübt wohl, so sprach's zu mir in meinem Herzen, aber unglücklich nicht. Hast du nicht das Beste in Deinem Herzen festbehalten, was dir weder Noth noch Tod nehmen kann; sind dir nicht alle die Deinigen glücklich aus den Flammen errettet worden, und du bist noch gesund und stark, kannst auch dazu ein Handwerk. Darauf fiel mir das schöne Trostlied von Paul Gerhard ein: warum sollt' ich mich denn grämen, und ich sang damit mein Herz so zur Ruhe, wie eine Mutter ihr schreiend Kind mit einem Wiegenliede.

Ich hatte gemeint, ich würde für Kummer die ganze Nacht nicht schlafen können; ich lag aber kaum im Bette, da schlief ich auch schon ein. Freilich weckte mich der Kummer gar zeitig wieder auf, und sobald es dämmerte machte ich mich auf den Weg, denn ich konnte es kaum erwarten, daß ich heim zu den Meinigen käme.

Das Morgenroth stieg am Himmel auf, und die Raben aus einem benachbarten Wäldlein flogen bei seinem Glanze herous auf's Feld nach ihrem Futter. Da fiel mir, ich kann wohl sagen, mit rechter Gotteskraft der Gedanke an Den ein, der das Geschrei der jungen Raben hört, wenn sie um ihr Futter fliegen; an Den, welcher gesagt hat, daß, wenn auch eine Mutter ihres Kindleins vergessen könne, doch er unsrer nicht vergessen wolle, die er gezeichnet hat in seine Hände. Und da betete nicht mehr die Angst oder die große Sorge aus mir, sondern der freudige Glaube, wie ein Kind ihn an seinen lieben Vater hat: „Du hast mir nun Alles genommen", betete ich, womit ich für die Meinigen zu sorgen gedachte; jetzt wirst es ja, du lieber Vater, selber für uns sorgen. Wie du genommen hast, was das Unsrige war, so nimm' nur uns auch selber ganz und gar, mit allem was wir sind, zu deinen treuen Händen; denn wir wollen ganz Dein sein und Dein bleiben."

Es giebt ein schönes Lied, meines Wissens von einem Nürnberger Schulrector verfaßt; es heißt: „wie wohl ist mir, o Freund der Seelen, wenn ich in deiner Liebe ruh." Dasselbige Lied habe ich in jener Morgenstunde viel gesungen und ich kann sagen, daß ich das Wohlsein, von welchem das Lied handelt, damals recht kraftiglich empfunden habe.

Als ich wieder so nahe an mein liebes Ortenberg kam, es war an einem Sonntag in der Frühe, daß ich vom Hügel herunter das ganze Städtlein überschauen konnte, und als ich nun statt meines Wohnhauses eine schwarze Brandstätte erblickte, da trat mir freilich das Wasser wieder in die Augen. Ich fand die Meinigen in dem Hause meines lieben Schwagers, worinnen jetzt, nach dem Tode seiner Frau, für die freilich das ganze Haus zu klein gewesen Raum genug war.

Mein treues Weib fiel mir weinend um den Hals, wir sprachen aber zu einander: „der Herr hat's gegeben, der Herr hats genommen, sein Name sey gelobet", und da ich erst alle

meine Kinder und meine alte Mutter so unverletzt wieder um mich sahe, da hatte ich mein Leid vergessen, und wir gingen zusammen in die Kirche, die ja auch noch von den Flammen unversehrt dastund.

Weißt du was, sagte ich, als wir zu Mittag wieder beisammen waren, zu meiner Frau, ich werde eine Zeit lang bei einem Meister als Geselle arbeiten, denn müssig kann ich nicht bleiben. Ich weiß aber, daß unsre Gläubiger mir das Geld, daß ich zum Bau unsres vorigen Hauses entlehnte, noch lassen werden, und dann habe ich aus meinem bisherigen kleinen Handel beiläufig noch so viel, daß wir uns, sobald der Frühling kommt, ein neues Häuslein werden bauen und einrichten können. Ist's auch kleiner, als das vorige, so soll dafür unsre Zufriedenheit desto größer seyn.

Wir wohnten nun, den Winter über, in dem Hinterhause meines Schwagers ganz vergnügt beisammen. Nur meine Mutter, die freilich schon in die achtziger Jahre war, befand sich unwohl seit dem Schrecken über die Feuersbrunst, bei der sie fast mitverbrannt wäre, weil sie mein kleines Töchterchen hinaustragen wollte, und dabei ein herabstürzender, brennender Balken ihr den Ausweg versperrte. Sie hielt sich mühsam noch etliche Monate ausser dem Bette, dann aber legte sie sich zum Sterben und ihr Ende war sehr sanft. In der letzten Zeit, da sie sahe, wie wir uns plagen mußten, sagte sie öfters zu mir: „es wird dir noch recht wohl gehen, mein Sohn denn es heißt: ehre Vater und Mutter, auf daß dir's wohl gehe und du lange lebest auf Erden, und das ist Gottes wahres Wort, was an dir in Erfüllung gehen wird, weil du an deiner alten Mutter bis zu ihrem Ende viel Gutes gethan und sie geehrt hast."

Als der Frühling näher kam, und nun der Aufbau meines Hauses seinen Anfang nehmen sollte, hatte ich eben doch viele Sorge. Es gehörte gar viel zum Bau und zur neuen Einrichtung, denn es war uns, weil das Feuer bei Nacht auskam, wo die Meinen schliefen, Alles verbrannt, sogar die Betten, Kleider und Wäsche, so daß ich das Geld, das ich von der letzten Reise mitgebracht hatte, zum Theil auf die Bekleidung meiner Leute, und auf andre solche Sachen hatte wenden müssen. Viel fremdes Geld wollte ich auch nicht gern aufnehmen, denn das Geld war damals, nach der Kriegsnoth, selten unter den Leuten, und mußte hoch verzinst werden. Wenn ich jedoch manchmal in freien Stunden und bei Nacht im Bette, wenn ich nicht mehr schlafen konnte, die vielen Ausgaben, in die ich mich stecken sollte, berechnete, und dagegen die Einnahmen so klein erfand, daß ihre Wagschale hoch in die Luft schnellte, da legte ich in diese leichte Schale den Spruch hinein: befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn; Er wird's wohl machen; und die Wage kam dann wieder ins Gleichgewicht und stand ruhig. Denn der Bau und die neue Einrichtung für mein Handwerk mußten doch einmal sein; ich war sie schon den Meinigen schuldig, für welche ich zu sorgen hatte, und auch meine vorigen Gläubiger konte ich von meinem jetzigen Wochenlohn als Geselle nimmermehr bezahlen.

Eines Tages, es war eben Sonntag Palmarum, der mir von Kindheit an ein fröhlicher Tag gewesen ist, hatte meine liebe Frau, die sich seit einiger Zeit auch der Sorgen zu sehr annahm, am Morgen das Lied: „befiehl du deine Wege" gesungen, und hatte dazu geweint. Ich sagte: „liebes Weib, das Lied, das du singst, ist wohl ein schönes, herrliches Lied, das mich seither oft getröstet hat, aber es ist doch immer ein Kreuz- und Trostlied, und mir ist heute so wohl zu Muthe, daß ich lieber ein rechtes Freuden-, ein Lob- und Danklied mit dir singen, und Dankpsalmen beten möchte. Horch nur, wie die Lerchen draussen so freudig singen am schönen Frühlingstag, und deine seligen Eltern, sowie meine Mutter selig, werden dort oben noch schönere Freudenlieder singen, und wenn du nicht seit etlichen Wochen kränklich wärest, würdest du dir auch nicht so viel Sorgen machen. — Meine Frau nahm sich das zu Herzen, was ich sagte, wischte sich ihre Thränen ab und war ganz fröhlich mit mir.

Als wir aus der Kirche nach Hause kamen hörte, ich, daß unser Herr Graf nach Ortenberg gekommen sei; er habe zu mir hergeschickt

und mir sagen lassen, ich solle zu ihm hinkommen. Unser Herr Graf von Stolberg Wernigerode ist ein gar guter Herr, der seine Unterthanen lieb haben, wie die Kinder ihren Vater, ich fürchtete mich daher nicht vor ihm, sondern ging getrost zu ihm hin. „Meister Pähler,“ sagte er zu mir, „ihn hat im vorigen Herbst ein Unglück betroffen mit seinem Hause, und ich kann mir denken, daß er jetzt in Sorgen ist wegen des neuen Aufbaues. Ich habe so eben Geld bei mir liegen, er kann bei mir haben, so viel er braucht, auf fünf Jahre ohne alle Zinsen.“ Ich dankte dem guten Herrn mit Thränen; er aber schüttelte mir die Hand; darauf lief ich heim zu meiner Frau, und erzählte der, was mir Fröhliches geschehen sey.

Ei, wie rasch ging es jetzt vorwärts mit dem Bauen. Ich ließ, nach einiger Ueberlegung, dennoch das neue Haus wieder eben so groß, und eher noch größer, machen, als vorher; dabei kam mir eine Gelegenheit zu einem recht guten Ankauf von Wolle, und ich wagte es in Gottes Namen, kaufte und verkaufte dann wieder mit Vortheil, und weil ich im Handel immer ganz mäßiglich zu Werke ging, so daß ich niemals mehr Gewin nahm, den ich mit gutem Gewissen konnte, dabei auch stets auf gute Waare hielt, so bekam ich so viele Bestellungen, daß mein Geschäft fast ins Große ging.

Dazu hielt ich mehrere Gesellen, und arbeitete sehr fleißig auf meinem Handwerk, brauchte auch in meinem Hause gar wenig, denn meine Frau, die jetzt wieder ganz gesund und gutes Muthes war, hielt Alles sehr brav zusammen. So geschahe es denn, daß ich schon im dritten Jahre nach dem Bau meinem Herrn Grafen fast sein ganzes Kapital, und statt der Zinsen den herzlichen Wunsch von Gottes Lohn und Segen zurückgeben konnte, und jetzt, wo das fünfte Jahr seit meinem Brande verflossen ist, bin ich, wie man zu sagen pflegt, keinem Menschen mehr etwas schuldig, sondern habe noch übrig, zu geben den Dürftigen, will auch, so mir Gott das Leben schenkt, bei meiner Nachhausekunft daran denken, noch etwas Besonderes für die Waisen und Nothleidenden meines Ortes zu thun.

Münchhauſens Colonie.

(Eine Betrachtung über den Fortſchritt der Anſiedelungen, thatſächlich dargeſtellt.)

„Dummer Schnickſchnack," brummte der Regierungrath; „leere abſtrakte Theorien! lächerlich! Schwatzen da von Güteroertheilung, von Gütergleichheit!"

„Gott bewahre uns!" rief die alte dicke Commerzienräthin; „was ſind denn das für Leute, die ſolchen heilloſen Unſinn predigen?"

„Nun die Communiſten, die Sozialiſten, die Atheiſten, die Demagogen, das junge Deutſchland, und was ſonſt noch das Geſindel für Namen führt."

„Aber Sie werfen ja alles in einen Topf," bemerkte der Referendar; „ich kenne freilich die neuen Syſteme nur wenig, aber von Gütergleichheit habe ich doch noch nie reden hören, wiewohl allerdings von Gütergemeinſchaft, Organiſation der Arbeit, Aufhebung des Eigenthums — —

„Das kommt alles auf eins heraus," unterbrach ihn der Regierungsrath.

„Ohne Zweifel," fuhr der Referendar fort, „haben Sie die Schriften von Fourier, Blanc, Proudhon, Weitling u. ſ. w. genau geleſen und können uns etwas näheres über ihre Theorie mittheilen."

„Ich ſie geleſen? ha! ha!" lachte der Regierungsrath, „nein mein junger Freund, dazu iſt mir meine Zeit zu koſtbar. Man hört's und lieſt's ja überall, daß es nichts wie theoretiſcher Unſinn iſt; brachte ja noch neulich der Weſtfäliſche Merkur einen Artikel, worin geſagt wurde, daß dieſe communen Socialiſten Gott, König, Eigenthum und alles abſchaffen wollten. Wie kann man ſo thöricht ſein, ſolche dicke Bücher voll Unſinn durchzuleſen?"

„Aber dann ſollte man doch auch nicht darüber ſprechen," bemerkte eine kecke junge Dame, die Braut eines jungen Dichters, der vor einem Jahre ſein erſtes Bändchen Gedichte herausgegeben hatte und eben damit beſchäftigt war, ſeinen erſten Feſtungs-Arreſt abzuſitzen, der ihm wegen frechen unehrbietigen Tadels der Landesgeſetze und Anordnungen im Staate zuerkannt worden war.

„Sehen Sie, mein Fräulein," ſchmunzelte der Regierungsrath, „das wiſſen wir alles von ſelber, ſo was muß man kennen. Der Staat iſt dazu da, um von den Beamten regiert zu werden, alſo müſſen die Beamten alles, was dahin einſchlägt, auch beſſer verſtehen, als andere Leute, und ſie brauchen ſich mit dem modernen Unſinn gar nicht abzugeben. Glauben Sie mir, alle dieſe Schwätzer ſind unwiſſende junge Leute, die über Staatsverfaſſung, Staatswirthſchaft, Induſtrie u. ſ. w. räſoniren und vielleicht nicht einmal ein Colleg über Nationalökonomie teſtirt haben. — Schuſter, bleib' bei deinen Leiſten, ſag' ich; die Staatswirthſchaft iſt unſer Fach, dazu haben wir Cameralia ſtudirt und wer das nicht hat, der darf darüber nicht ſprechen. Ha! ha! ich muß ordentlich lachen; kann man ſich etwas tolleres denken, als von Aufhebung des Eigenthums welches alle Geſetzgebungen, als das Fundament eines geordneten Staatsweſens anerkant haben?"

„Sie haben Recht, mein würdiger Freund," nahm der Freiherr von Münchhauſen das Wort, „je heiliger und unverletzlicher das Eigenthum iſt, deſto beſſer gedeiht dabei die Geſellſchaft. Ich habe in meinem, an bunten Ereigniſſen ſo reichem Leben, einmal ein ganz eclatantes Beiſpiel von dem Nutzen dieſer Einrichtung erfahren."

„O bitte, erzählen Sie," rief die ganze Gesellschaft t „erzähle Meister" lispelte Fräulein Emerentia mit einem seelenvollen Blicke in den allgemeinen Chorus hinein.

„Nun gut," begann der Freiherr. „Sie erinnern sich aus Immermanns Darstellung meiner neuern Erlebnisse, daß ich als Capitain Gooseberry mit dem Ehinger Spitzenmann und dessen Landsleuten über einen Plan zur Auswanderung unterhandelt hatte. Natürlich hatte ich bei meiner Gewohnheit nach etwas geflunkert — ein Amusement, was einem Cavalier nicht zu verargen ist — aber in der Hauptsache war es mir Ernst; ich wollte wirklich eine Colonie gründen, da ich gerade mit meinen Finanzen etwas derangirt war und schon einmal vor etwa 50 Jahren ein Gutes Geschäft mit der Gründung einer Colonie gemacht hatte, was ich eben im Begriff bin, Ihnen zu erzählen."

„Vor 50 Jahren?" fragte die kecke junge Dame ganz erstaunt.

„Es ist Ihnen gewiß entfallen, mein liebes Kind," erwiederte der Freiherr, „daß ich vermöge meiner besonderen metallischen Organisation das Geheimniß besitze, mich zu verjüngen, und daß ich eigentlich mein eigner Großvater bin. Sie hätten meinen lieben Immermann sorgfältiger lesen sollen. Beiläufig aber muß ich einige Irrthümer berichten, die meinem sonst so genauen und gewissenhaften Biographen gegen das Ende seiner Darstellung mit unterlaufen sind. Er sagt nämlich, ich sei nach der Ihnen bekannten Katastrophe von einer Art moralischen Katzenjammers gänzlich niedergedrückt worden, und man habe mich einige Zeit nachher als vermählten Ehegatten dieser würdigen Dame hier gesehen; dieser Dame, die mir stets nur Freundin im reinsten Sinne des Wortes gewesen ist."

„Im reinsten Sinne des Worts," bestätigte Fräulein Emerentia erröthend und mit niedergeschlagenen Augen.

„Natürlich," fuhr der Freiherr fort," von jenem Anfall des moralischen Katzenjammers aber erholte ich mich leicht und schnell und jetzt fühle ich mich so frisch und wohl, wie nur je eine zweibeinige Creatur sich gefühlt hat.— Es ist jetzt gerade eine Zeit für mich, mein Weizen blüht, wie noch nie zuvor, und ich sitze so recht in der Wolle. Ueberall bin ich beliebt und gesucht, in allen Gesellschaften, selbst bei Hofen, habe ich nicht bloß Zutritt, sondern spiele auch eine bedeutende Rolle; ich mache Gedichte über deutsche Freiheit und besinge den freien deutschen Rhein; ich schreibe Berichte über Volksmeinung, Volksleben und Volkszustände für conservative Blätter. Die Redacteure reißen sich um mich; noch vorgestern erhielt ich eine dringende Einladung, Mitarbeiter des Hallenser Volksblattes für Stadt und Land zu werden. Ich mußte jedoch die Einladung ablehnen, theils weil ich es unter meiner Würde hielt, Mitarbeiter eines Winkelblattes zu werden, theils weil das gedachte Blatt für mein Fach sich bereits eines Correspondenten erfreut, mit dem ich schwerlich rivalisiren könnte."

„Aber die Colonie, die Colonie!" riefen sämtliche Theegäste.

„Ganz recht," sagte der Freiherr; „also vor etwa 50 Jahren schiffte ich mich mit etwa dreißig Familien, beiläufig gegen 160 Köpfe, in Hamburg ein, um eine von mir entdeckte Insel im atlantischen Ocean zu bebauen und zu bevölkern. Doch zuvor muß ich Ihnen erzählen, wie ich diese Entdeckung gemacht hatte. Ein paar Jahre vorher befand ich mich auf einem Grönlandsfahrer in der Davisstraße, bloß aus Lust am Reisen und an der Wallfischjagd. Wir hatten bereits eine Menge Wallfische gefangen, der ganze Raum war mit Thranfässern gefüllt, das Innen- und Außendeck glänzte überall von Thran. Da brach eines Morgens während wir frühstückten, durch Unvorsichtigkeit beim Auskochen des Thrans Feuer im Schiffe aus, welches sich, von allen Seiten her mit Thran genährt, mit rasender Schnelligkeit verbreitete. An Löschen war nicht zu denken; ehe noch die Matrosen die Boote ausgesetzt hatten, ergriff das Feuer die Pulverkammer und das Schiff flog mit schrecklichem Krachen in die Luft. Ein Theil der Mannschaft wurde durch die Luft bis an die Küste von Labrador geschleudert, und mehrere derselben kamen mit

dem Leben und ohne erhebliche Verletzungen davon, trotz der fürchterlichen Explosion. Unter den Geretteten war auch der Capitain, der mir später die Geschichte erzählte. Er hatte im Augenblick der Explosion grade eine zu heiß Cotelette auf die Gabel gespießt und darauf geblasen; wie er auf der Küste von Labrador niederfällt, hält seine Hand noch die Gabel krampfhaft fest umschlossen, mechanisch und ohne zu wissen, was er thut, beißt er in die aufgespießte Cotelette—und verbrennt sich den Mund; der Flug war so schnell gewesen, daß die Cotelette während desselben, auf eine Entfernung von 30 Meilen, sich noch nicht einmal abgekühlt hatte. Von dem übrigen Theil der Mannschaft habe ich nie wieder etwas gehört noch gesehen. Ich selbst wurde etwa ein paar Meilen weit fortgeschleudert und plumpte unverletzt ins Meer.

Da ich ziemlich gut schwimme und nie meine Geistesgegenwart verliere, so machte ich mir nichts daraus und ruderte mit meinen Armen munter vorwärts. Bald erhaschte ich von den Trümmern des Wracks einen Mast und ein Faß Rum, so daß ich also vor der Hand geborgen war.

Nach ein paar Tagen jedoch empfand ich Hunger und eine kleine Anwandlung von Schlafluft; ich überlegte, wie ich mich zu benehmen hätte, als ich plötzlich in geringer Entfernung eine weiße, in der Sonne silberhell glänzende Fläche auf dem Meere erblickte. Ich schwamm darauf zu und siehe da! es war ein großer Häringszug, die Fische lagen so fest und dicht geschlossen an einander und auf einander, daß sie ordentlich ein festes Flöß bildeten. Ich sprang sofort hinauf, ohne aber meinen Mast und mein Faß zu vergessen. Die Häringe lagen wenigstens 20 Stück hoch auf einander und drängten sich so, daß die oberste über die Oberfläche des Wassers hervorragte. Ich legte mich gemächlich hin u. schlief bald fest ein; als ich aufwachte, waren meine durchnäßten Kleider von der Sonne getrocknet; ich aß einige Häringe, trank einen Zug Rum dazu und fühlte mich in soweit ganz comfortabel, nur daß das Flöß etwas fußkalt war, was mir nachher auch einen tüchtigen Schnupfen zuzog.

Ich war auf diese Weise mehrere Wochen unterwegs und die Reise war nicht so unangenehm, wie Sie vielleicht denken mögen; ich schnitzte mir aus Holzspänen einen Sextanten und dergleichen zurecht, so daß ich mich immer einigermaßen orientiren konnte; meinen Mast brachte ich auf eine sinnreiche Weise am hinteren Ende des Zuges an, so daß ich ihn, nämlich den Mast, wie eine Art Steuerruder anwenden und die Richtung meins Häringszuges, wenn Wind und Strömung nicht gar zu heftig war, einigermaßen regeln konnte. Zu thun hatte ich eben nicht viel, außer daß ich steuerte, astronomische Beobachtungen anstellte und so oft mich hungerte, einen meiner Untergebenen aufspeiste, roh und ungesalzen; ich kam jedoch bald darauf, sie in Rum mariniren zu lassen, was sehr gut schmeckte. Ich mochte mich etwa in der Mitte zwischen den Bermudes und den Bahamas Inseln befinden, als ich an einem schönen Morgen Land erblickte. Der Wind war günstig; ich steuerte darauf los und lief in eine sanft sich abflachende Bucht ein. Ich gab mir Mühe, meinen Zug auf den Straud laufen zu lassen; bald fuhr ich auch mit einer solchen Vehemenz auf den seichten Grund, daß mein ganzer Zug zerschellte.

Ich sprang freudig auf das niedere grüne Ufer, ein paar mal hundert tausend Häringe wurden durch die Gewalt des Stoßes an's Land geworfen, die übrigen prallten zurück in's Wasser und ich ließ sie ruhig ihre Seereise fortsetzen. Ich sah mir das Land an, überall herrliche üppige Vegetation, dichtes Gebölz, doch mehr Gestrüpp als Hochwald; eßbare Gegenstände sah ich zwar fast keine, zweifelte aber nicht, daß der Boden, wenn man ihn damit bebaute, sie reichlich hervorbringen würde. Vor der Hand zündete ich mir Feuer an und hing eine hinlängliche Menge meiner getreuen Unterthanen, die mir in meinem Schiffbruche treu gefolgt waren, in den Rauch, andere briet ich gleich aus freier Hand. Nachdem ich so einige Abwechselung in meine Diät gebracht hatte, untersuchte ich das Innere und den Umfang meiner Insel; sie war zwischen 20 bis 30 Quadratmeilen groß und vortrefflich zur Anlage einer Colonie, wofür ich schon lange

schwärmte, geeignet. Das Glück führte bald ein Schiff an meiner Insel vorbei, welches ich anrief und sodann nach mannigfachen Fährlichkeiten glücklich wieder nach meinem Vaterlande zurückkehrte. Hier traf ich nun mit jener vorhin erwähnten Colonistenschaar zusammen, die wegen religiöser Zerwürfnisse mit der Polizei auswandern wollte. Ich erzählte ihnen von meiner Insel und wir machten gemeinschaftliche Sache; die ganze Insel sollte gleich vertheilt werden, wie einst Sparta, das Eigenthum sollte heilig und unverletzlich sein, wie in Rom, Jeder beliebig damit schalten und walten können, vermöge des jus re sua utendi atque abutendi. Freiheit und Gleichheit laut und unverbrüchlich proklamirt werden, kurz wir wollten eine Republik stiften, wogegen Rom und Sparta bloß Nonnenklöster gewesen sein sollten. Es war damals die Zeit der französischen Revolution und alle Welt schwärmte für bürgerliche Freiheit und Gleichheit, für Aufklärung und weit ausgeschnittene Kleider mit kurzen Taillen, so wie späterhin für teutsche Röcke und den Nibelungenhort, für teutsche Eichen und den freien Rhein, für die Griechen und den Ypsilanti Walzer; das ist jetzt freilich alles vorbei; aber die ältern geehrten Anwesenden, werden sich's noch recht gut zu entsinnen wissen. Also gesagt, gethan. Meine Auswanderer waren sämmtlich nicht unbemittelt, ich machte ebenfalls meine Capitalien flüssig, und wir kauften Alles, was zu einer werdenden Colonie nöthig ist ein, wie Ackergeräth, Kleider, Vieh, Getraide u. s. w. Ich war im Stande von Allem, namentlich Lebensmitteln, einen größern Vorrath einzukaufen und noch eine kleine Summe zu erübrigen, was mir später trefflich zu statten kam. Nachdem wir das Schiff mit unserm Geräth, Rindvieh, Pöckelfleisch und Sauerkrautfässern u. s. w. beladen hatten, packten wir — zur Gründung und Erhaltung eines geordneten Rechtszustandes in unserer Colonie — auch noch ein corpus juris mit ein und einen Oberlandesgerichts-Auskulator, der sich einer ausgezeichneten Rechtskenntniß rühmte; sein Präsident war freilich darüber, wie über viele andere Punkte ganz verschiedener Meinung mit ihm.

Nun, das vorschlug uns nichts; der Auskultator sollte in unserm jungen Staate Recht sprechen, durch Beiträge der einzelnen Bürger unterhalten werden und seine Zeit nur dem Studium der Gesetze widmen, deren Kenntniß wir in seinen Familie erblich zu machen beabsichtigten.

„Aber wie zum Teufel! wie wollten Sie das anfangen?" unterbrach den Erzähler hier der Regierungsrath, der sich recht wohl erinnerte, daß er seine Rechtskenntnisse nicht ererbt und es nur mit manchen sauren Schweißtropfen dahin gebracht hatte, erst im dritten Examen durchzufallen und dann unter günstigen Auspicien zur Administration überzugehen.

„Warum nicht?" erwiederte der Freiherr kaltblütig; „es ist doch fast alles in der Welt erblich, oder wenigstens erblich zu machen, Geld und Gut, Krätze und Schwindsucht, Namen und Firmas, Barbierkunden und ärztliche Praxis, Fürstenkronen und Jenenser Professuren, warum nicht auch die Gesetzeskenntniß? und war sie's nicht schon wirklich z. B. in Rom bei den Patriziern und wiederum bei einzelnen Patrizierfamilien ins besondere, wie die Heilkunde bei den Asklepiaden von Kos? Nein, mein lieber Freund, darum machten wir uns so wenig Sorge, wie Sie um die Remonstrationen einer Stadtverordneten-Versammlung. Nachdem also, wie gesagt, alles Geräth, Vieh, Sauerkrautfässer und Pöckelfleisch, Corpus juris und Auskultator wohl eingepackt war, segelten wir mit günstigem Winde ab und kamen nach einer glücklichen Fahrt von 6 Wochen auf meinem Eilande an. Der Capitain setzte uns mit unsern Effekten an's Land und segelte weiter, nachdem er uns versprochen hatte, im nächsten Jahre wiederzukommen und uns unsere bis dahin gewonnenen Produkte abzunehmen. Wir schritten nun sogleich zur Vermessung und Theilung unserer Insel; meine guten Deutschen wollten mich, in Betracht meiner sonderbaren Verdienste um unsere Emigration, mit einem doppelten Antheil beehren und mich zum lebenslänglichen Präsidenten der Republik ernennen; ich lehnte aber beides, als der Republikanischen Gleichheit unangemessen, bescheidentlich ab. „Das

Geſetz allein" ſagte ich, „ſei unſer Präſident und der Auskultator deſſen Handlanger. Doch ließ ich mich endlich bewegen, mir zuerſt von den gleichen Parzellen eine auszuwählen, und nahm eine am Meeresſtrande ſehr günſtig gelegene Stelle, wo ich mit weitſehenden Plänen im Geiſte ſchon eine ſichre Rhede und einen herrlichen Hafen erblickte. Sobald nun jedem ſein Territorium angewieſen und in das Hypothekenbuch eingetragen war, errichteten wir in der Mitte der Inſel unter einem einfachen Säulendache einen Altar, legten das Corpus juris auf denſelben nieder und hingen darüber eine Tafel mit einer Inſchrift auf, ähnlich wie man bei uns ſolche Tafeln ſieht, worauf geſchrieben ſteht, daß man nicht Taback rauchen, keine verbotenen Wege fahren oder reiten ſolle. Die Inſchrift auf unſerer Tafel aber war: Freiheit und Gleichheit! Gehorſam dem Geſetze! Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Perſon und des Eigenthums! Wir ſchwuren alle, an dieſen einfachen Principien unverbrüchlich feſt zu halten."

„Dieſe Einleitung Ihres neuen Staates" bemerkte der Regierungsrath, „war ſo übel nicht, abgeſehen von Ihren romanhaften und republikaniſchen Ideen, welche aber den damaligen verwirrenden Zeiteinflüſſen zu gute zu halten ſind."

„Allerdings, fuhr der Freiherr fort, zwar gemahnte mich das alte Corpus juris mit der modernen Inſchrift darüber bisweilen wie eine alte Kuh, der man einen neuen Kalbskopf aufgeſetzt hat, indeſſen im höhern Intereſſe der Ordnung ſetzte ich mich leicht darüber weg. Wir fingen nun an, auf unſern Grund u. Boden zu wirthſchaften; das war nun aber eine mühſame Arbeit, die mir gar nicht zuſagte; da gab's dicht verwachſenes Gehölz auszurotten, den feſten Raſen aufzureißen, zu hacken, zu graben und dergleichen Plackereien mehr. Und obendrein kamen wir faſt alle nicht vorwärts; die Zeit der Ausſaat war da, aber noch kein Stückchen Land dazu fertig. „Wie? dachte ich bei mir ſelbſt, ich, ein Freiherr aus einer Familie, ſo alt wie die Welt und noch etwas älter, ich ſoll arbeiten wie ein Tagelöhner? ich habe Geld in der Taſche, ich habe mehr Lebensmittel als ich gebrauche, kurz ein für unſre Verhältniſſe nicht unbedeutendes Kapital u. ich ſoll wie ein Knecht arbeiten? Republikaniſche Freiheit u. Gleichheit vor dem Geſetz laß ich gelten; dieſe Ideen ſind einmal an der Tagesordnung. — Sie erinnern ſich, meine Herren und Damen, daß es zur Zeit der franzöſiſchen Revolution war — und auch ein Edelmann muß mit der Zeit fortſchreiten; aber arbeiten?" Ich beſuchte meine Nachbarn; dieſe waren alle ſehr mißmuthig, weil ſie bei aller Anſtrengung mit ihren vereinigten Kräften nicht vorwärts kamen. „Bürger Nachbarn, ſagte ich — wir hatten alles Titulaturweſen in unſrer Republik abgeſchafft und einen allgemeinen Dutzcomment eingeführt — das geht ſo nicht, wir müſſen unſre zerſplitterten Kräfte vereinigen, um Etwas vor uns zu bringen. Wir wollen uns einander helfen, unſre Grundſtücke urbar zu machen, derjenige, bei dem wir grade arbeiten, reicht, der Ordnung wegen, den Uebrigen Koſt und Lohn, ſo kömmt unſer Geld in Cirkulation, und diejenigen von euch, die zufällig von dem leidigen Gelde nur wenig oder nichts beſitzen, können ſich auf dieſe Weiſe in einiger Zeit eine Summe verdienen und damit hinwiederum ihrerſeits die für ſie arbeitenden Bürger befriedigen. Es iſt dieſes Bezahlen blos der leichten Ordnung und Form wegen, denn was ich dir bezahle, verdiene ich wieder ſpäter bei dir ab; es iſt nur ein Umtauſch der Arbeit, und da einmal Geld das Tauſchmittel iſt, ſo iſt es beſſer, daß ein Jeder gleich die ihm geleiſtete Arbeit wie eine gekaufte Waare bezahlt. Fangen wir es nicht auf dieſe Weiſe an, ſo werden wir unſre Lebensmittel verzehrt haben, ehe wir eine Ernte erhalten. — Ihr wißt, ich habe aus Rückſicht für unvorhergeſehene Fälle einen größern Vorrath von Lebensmitteln mitgenommen, ich habe auch noch einiges Geld, welches zwar hier in unſrer Abgeſchloſſenheit für uns gar keinen Werth, aber doch die Bedeutung von Zahlmarken hat; ich kann alſo die erſte Auslage derſelben leicht machen und bin gern dazu erbötig. Was meint ihr, Bürger Nachbarn, wollen wir's bei mir verſuchen? Ich will gern zum allgemeinen Beſten einen Theil meines Proviants und mei-

nes Geldes daran wagen, um die Probe zu machen."

Mein Vorschlag wurde jubelnd angenommen, denn er eröffnete den Bürgern die Aussicht, ihren Proviant zu schonen, obendrein Geld zu verdienen, und später durch vereinigte Kräfte ihr Grundstück urbar machen zu können. Bald langten 50 Männer, Weiber und Kinder auf meinem Gute an (mein Palais bestand bis dato noch aus einer von Zweigen geflochtenen Hütte) ich gab tüchtig zu essen, und die Arbeit wurde mit jauchzender Lust unternommen. Da krachten die Aexte, das Feuer knatterte lustig im dichten Gestrüpp, die Hacken wurden geschwungen, die ochsenbespannten Pflüge rissen den Rasen kräftig auf, Alles mit stets zunehmender Freude. Ich selbst, um meine Mitbürger anzufeuern, schämte mich nicht, mit Hand anzulegen. An den Abenden beschäftigten wir uns damit, die gefällten Bäume zu einem großen Blockhause für mich zusammenzuschichten, dessen innere Ausschmückung ich mir für spätere Zeiten vorbehielt. So war durch unsre vereinte Anstrengung in kurzer Zeit ein großer Theil meines Grundstücks urbar gemacht und wartete nur noch der Aussaat. In größter Schnelligkeit wurde eine Menge Getraide gesäet, die Kinder steckten Kartoffeln, und ich selbst machte mich an die Anlage eines großen Tabaksfeldes; ich hatte nämlich früher bei einem Virginia, Gentleman den Tabaksbau gründlich erlernt und fand das Land auf der Insel äußerst geeignet dazu, so daß ich mir eine große Ausbeute davon versprach. Außerdem hatte ich unter dem ausgerodeten Gehölz eine Menge trefflicher Farbhölzer, namentlich des schönsten Campecheholz bemerkt und dieses sorgfältig aufbewahrt. So sah ich dem Ausgang meiner Ernte und der Ankunft unsers Capitains mit Ungeduld entgegen:

Als die Leute mit meinen Ländereien fertig waren, gings zum nächsten fort. Ich überzeugte sie leicht, daß ich meines Tabaksfeldes wegen nicht abkommen könne, daß es unbedeutend sei, ein Paar Arme mehr zu haben, dagegen aber für die ganze Colonie von der höchsten Wichtigkeit sein müsse, den Tabaksbau ein für allemal einzuführen und fest zu begründen. Nun erfordert aber der Tabaksbau eine unausgesetzte Aufsicht und Wartung, wiewohl die Arbeit nicht gar schwer ist.

So waren es die Leute ganz zufrieden, daß ich mich ganz dieser Arbeit widmete und ich versprach, ihnen künftiges Jahr Samen u. Pflänzlinge abzulassen. Mittlerweile hatten einige industrielle Köpfe auf der andern Seite der Insel mein Beispiel nachgeahmt, aber, da sie nicht so bedeutende Mittel hatten, wie ich, hatten sie auch nur einen verhältnißmäßig geringeren Theil ihres Bodens urbar machen können indessen doch noch genug, um mehr als sie consumirten, einernten zu können. Andere namentlich meine nächsten Nachbarn hatten die Sache bald wieder aufgegeben, weil sie ihre Mitbürger für ihre Hülfe nicht beköstigen und bezahlen konnten; die Meisten wurden der Sache überdrüssig und fingen wieder an, für sich selbst zu arbeiten, natürlich ohne viel vor sich zu bringen. Auf der ganzen Insel waren nur etwa 6 bis 8 Bürger, die wirklich einen erheblichen Theil ihres Grundstücks beackert hatten; von den übrigen die einen wenig, die andern fast gar nichts.

Ich wartete unterdessen meines Tabacks und meines Vieh's, d. h. ich ließ die nöthige Arbeit unter meiner Aufsicht durch meine Mitbürger für Geld und gute Worte verrichten; während der Regenzeit suchte ich das Innere meines Hauses nach Möglichkeit einzurichten, und als die Erndtezeit herbeikam, halfen meine Nachbarn unter denselben Bedingungen wie vorher beim Beackern, die Frucht einzubringen. Sie waren sehr froh, wieder Arbeit u. Brod zu bekommen, denn ihre mitgebrachten Vorräthe waren verzehrt und sie selbst hatten wenig oder nichts einzuerndten. Meine Mittel waren nun freilich auch ziemlich erschöpft, aber die Erndte war sehr reichlich ausgefallen. Da kamen nun die Nachbarn zu mir und sprachen: „Bürger Münchhausen, du hast jetzt geerndtet, theile uns von deinen Früchten mit; wir wollen's dir bezahlen oder später zurückerstatten." „Gern, Bürger Nachbarn" erwiederte ich, „das Geld ist aber jetzt unnütz für mich, dagegen muß ich wieder für Bearbeitung meines Ackers sorgen. Arbeitet also für mich

und ich will euch dafür Getreide ablaſſen.“ — „Aber wir müſſen jetzt ſelbſt für unſern Acker ſorgen, damit wir wenigſtens das nächſtemal erndten können.“ — „Ganz, wie ihr wollt, Mitbürger, aber dann verkaufe ich euch kein Getreide, und ſo mögt ihr dann bis zur nächſten Erndte eſſen, was ihr mitgebracht habt.“ Da wurden die Bürger ſehr verblüfft, einige aber ganz zornig und ſprachen: „wir haben deinen Acker beſtellt, durch unſre Arbeit haſt du deine Erndte genommen; allerdings haſt du uns die Arbeit bezahlt, aber wir geben dir dein Geld wieder, und dein Korn gehört dann uns allen gemeinſchaftlich, giebt es alſo gutwillig heraus oder“ — — Ich ließ ſie nicht ausreden und ſagte ſehr ernſt: „Bedenkt, Mitbürger, was ihr ſagt. Ihr wollt gewaltſam mir mein Eigenthum nehmen? Allerdings habt ihr für mich gearbeitet, die Arbeit giebt einen theilweiſen Rechtsanſpruch auf das gewonnene Produkt und dieſes Recht iſt heilig und unverletzlich; aber habt ihr nicht ſelber geſagt, daß ich euere Arbeit bezahlt habe? und ihr wollt auf eine rechtlich abgetretene Sache jetzt einen Anſpruch machen? Kennt ihr ſo wenig die Grundprinzipien unſerer Republik? Der Auskultator, der grade bei mir zum Beſuch war, nahm jetzt das Wort und hielt den Leuten, indem er wenigſten hundert Paragraphen aus den Pandecten citirte, das Rechtswidrige ihres Anſpruch vor; eine revindicatio könne hier gar nicht ſtatt finden, da ſolche keineswegs in dem Arbeitskontrakt, der nur auf Bezahlung der Arbeit mit Koſt und Lohn laute, ſtipulirt ſei; es ſei ihrerſeits in Bezug auf die gewonnenen Produkte weder ein jus in re noch ein jus ad rem vorhanden. Die Bürger ſahen ihr Unrecht ein, kratzten ſich, roth wie die Krebſe, hinter den Ohren und ſchlichen beſchämt ob ihrer unrepublikaniſchen Geſinnungen davon. Ich rief ſie zurück. „Mitbürger“ begann ich, „es wäre ſehr unrepublikaniſch, wenn ich euch nicht helfen wollte. Ihr braucht Lebensmittel, und ihr müßt für euch arbeiten, das ſeh ich ein, aber auch ich brauche Arbeiter. Nun will ich euch Korn geben und ihr ſollt mir den Preis dafür, nach dem in unſerm Vaterlande üblichen Durchſchnittspreiſe, halb in Geld halb in Arbeit bezahlen. Auf dieſe Art behaltet ihr Zeit genug, den eignen Acker urbar machen und zu beſtellen. Seid ihr damit zufrieden?“ Alle nahmen den Vorſchlag freudig an. „Vielleicht“ fuhr ich fort, „haben aber die wenigſten von euch Geld genug um bis zur nächſten Erndte Lebensmittel kaufen zu können, außerdem nutzen euere Kleider, euer Ackergeräth ſich ab, und ihr müßt neues kaufen; daß ihr dieſes, zu dem billigſten Preiſe bekommt, dafür will ich, wenn unſer Capitain kömmt, ſchon ſorgen. Wollt ihr nun, um Euer Geld zu ſparen, mir vielleicht einen Theil eures großen Grundſtücks, das ihr ja doch nicht ganz benutzen könnt, abtreten, ſo will ich dieſes an Zahlungsſtatt annehmen, und ihr behaltet dann euer Geld zur Anſchaffung nothwendiger und nützlicher Dinge. Ihr ſeht, daß ich euch alle mögliche Hülfe leiſten will, wie es ein Bürger dem andern ſchuldig iſt.“ Auch damit waren die meiſten zufrieden, und ich vergrößerte mein Grundſtück um ein Beträchtliches, wiewohl ich es gar nicht gebrauchen konnte, da ich meinen eigenen Theil noch lange nicht urbar gemacht hatte; aber ich that es aus reiner Menſchenliebe und Bürgerpflicht.

In der nächſten allgemeinen Volksverſammlung wurde zwar Einſpruch dagegen erhoben: „Gleichheit der Güter ſei zur Bedingung gemacht, und eine Vergrößerung des Eigenthums auf Koſten anderer, wenn ſchon durch rechtsgültigen Erwerb, gefährde die republikaniſche Gleichheit.“ Der Auskultator aber that klärlich dar, daß eine Behinderung in der freien Dispoſition über das Eigenthum eine eben ſo arge Eingriff in das heilige Recht des Eigenthums ſei, als eine directe gewaltſame Verletzung deſſelben. So beruhigte ſich die Gemeinde, zumal da die Wenigen die mehr gerndtet hatten, als ſie konſumiren konnten, es bereits ähnlich, wie ich, gemacht hatten oder zu machen beabſichtigten.

Bald erſchien unſer Schiffscapitain, um den Handel mit der neuen Colonie zu eröffnen. Ich machte mit meinem Tabak und den Farbehölzern ein ſehr gutes Geſchäft, nahm aber kein Geld als Zahlung, ſondern Kleiderſtoffe, allerlei Geräth, Wein, Schnaps und dergl; um damit meinen Mitbürgern, ſo bald es ihnen da-

ran fehlen würde, unter die Arme greifen zu können; zu demselben Zwecke behielt ich auch meine ganze Getreideerndte zurück. Außer mir waren, wie gesagt, nur wenige, denen es geglückt war, daß sie einiges verkaufen konnten, und auch diese ließen sich in ähnlichen Waaren bezahlen. Der Capitain hatte wieder eine Menge Auswanderer, die nach Louisiana gingen, an Bord; darunter waren mehrere ganz arme Familien, die ängstlich einer ungewissen Zukunft entgegen sahen. Das rührte mein bürgerfreundliches Herz. „Menschenliebe“, fuhr der Freiherr mit erhöhter Stimme fort, indem er lebhaft ergrünte, mit dem braunen Auge zwinkerte und in dem blauen eine tugendhafte Thräne improvisirte, „Menschenliebe, meine Theuren, ist von jeher meine Passion gewesen, sie war's vorzüglich in jenen großen Tagen und selbst heute noch thue ich einiges darin.

„O du bist immer gleich erhaben, Meister“ rief Emerentia schwärmerisch aus. Die meisten Theegäste waren gerührt, der Referendar stocherte sich in den Zähnen, der Regierungsrath war eingeschlafen.

„Wir beschlossen, uns dieser Armen anzunehmen“ erzählte der Freiherr weiter, „und sie bei uns zu behalten. Einige Familien wurden bei den Bürgern, die hinreichenden Vorrath an Lebensmitteln hatten, untergebracht; ich selbst behielt wohl ein halbes Dutzend. Da ich noch sehr bedeutende Länderstrecken unbebaut liegen hatte, schenkte ich einer jeden Familie ein Grundstück, welches als ihr volles Eigenthum in das Hypothekenbuch eingetragen wurde; sie sollten dafür nur so und so viel Tage jährlich für mich arbeiten, eben so auch die Lebensmittel und Ackergeräthe, welche ich ihnen lieferte, allmählig durch Arbeit abverdienen. Die Leute hatten, wie gesagt, gar nichts; der Vorschuß war so ansehnlich, daß ich glaube, die armen Teufel haben noch jetzt daran abzuarbeiten. Sie können daraus meine Uneigennützigkeit erkennen, indem ich Vorschüsse machte, von denen ich wußte, daß ich sie nie ganz zurückerstattet erhalten würde. Aber ich erfuhr jetzt durch ein sichtliches Beispiel, wie das Gute schon hier auf Erden sich selbst belohnt. Ich hatte von meinen Mitbürgern Ländereien an Zahlungsstatt angenommen, die mir damals, aller menschlichen Berechnung nach, gar nichts nutzen konnten; ich hatte ein halbes Dutzend arme Familien aufgenommen, die ich mindestens ein Jahr ernähren mußte, ohne Aussicht etwas zurückerstattet zu erhalten; aber siehe da! beides combinirt brachte mir die segensreichsten Folgen. Der Vorsprung, den ich im ersten Jahre durch die Arbeit meiner Mitbürger gewonnen hatte, war, obgleich er nicht bedeutend schien, doch ganz unberechenbar und legte den Grund zu meinem folgenden Reichthum und meinen Einfluß in unsrer Republik. Vermöge meiner reichen, durch unsere gemeinsame Arbeit gewonnenen Vorräthe verfügte ich über eine bedeutende Masse von Arbeitskräften, sowohl meiner Mitbürger, als meiner neu angekommenen Schützlinge. Ich machte also in diesem Jahre von neuem eine große Länderstrecke urbar, ließ pflanzen und säen und als im nächsten Jahre unser Schiffscapitain erschien und ich meine Berechnung abgeschlossen hatte, konnte ich bereits meinen Wohlstand als auf sichern Grundlagen beruhend betrachten. Aber auch meine Mitbürger, die für mich gearbeitet hatten, hatten satt zu essen und waren gut bekleidet. Sie hatten sich jetzt auch einigen Acker urbar gemacht, aber höchstens so viel geerndtet, als sie selbst konsumirten, da sie ja einen Theil ihrer Zeit für mich arbeiteten. Aber da sie nicht bloß Lebensmittel gebrauchten, sondern auch andere Dinge, so ertheilten sie diese aus dem von mir angelegten Waarendepot, und bezahlten mir dann deren Werth mit ihrer Arbeit. Ich muß übrigens hier bemerken, daß ich in der Lage war, die Preise willkürlich bestimmen zu können, aber nie habe ich mir Wucher irgend einer Art erlaubt, so leicht dieses gewesen wäre, namentlich in der ersten Zeit, wo die Leute mein Getreide um jeden Preis hätten nehmen müssen; auch meine Waaren gab ich zum Einkaufspreise hin, und benutzte diesen Handel nur dazu, mir die für meine ausgedehnten Ländereien nöthigen arbeitenden Hände zu verschaffen. Aber, wie gesagt, Wucher irgend einer Art widerstrebte durchaus meinem hohen Rechtlichkeitsgefühl. Ein Freiherr und wuchern?! O pfui!“

„Ich verstehe dich ganz, Meister, sagte Emerentia, welche, die Augen beständig auf den Erzähler geheftet, wie in tiefes Sinnen verloren dasaß, „diese adliche Gesinnung ist ganz des Freiherrn von Münchhausen würdig.“

„Du nennst eine solche Gesinnung adlich, meine Freundin, grade als ob wir noch zur Zeit des Barons de la Motte Fouque lebten, sprach der Freiherr weiter, „wir nannten eine solche Gesinnung damals bürgerlich, republikanisch. Ich hatte aber meinen guten Grund dazu. — Wucher ist immer ein gaunerischer indirekter Eingriff in das Eigenthum, und wo er häufig wird, muß er den Glauben an die unverletzliche Heil gkeit desselben erschüttern, was hätte aber da aus unsrer Republik u. unserm Wohlstande werden sollen? Aber die ursprünglichen Rechtsbegriffe wurzelten bei uns so fest, daß es den Arbeitern gar nicht einmal auffiel, daß ihre Arbeit, die sie ja bezahlt erhielten, meinen Wohlstand erschuf, während sie selber zwar nicht darbten, aber doch auch keinen Ueberfluß hatten. Im Gegentheil, die Meisten segneten mich als ihren Wohlthäter u. Erhalter, da sie jeder Zeit, wenn ihnen Etwas mangelte, bei mir um guten Lohn Arbeit fanden. Es versteht sich von selbst, daß die neu Angekommenen sofort das volle Bürgerrecht, civitas cum suffragio, erhielten, und daß wir in geselligem Verkehr die republikanische Gleichheit streng beobachteten. Ich hatte mir aus einer der neu angekomenen Familien einen fixen 20jährigen Burschen zu meinem nähern persönlichen Umgange, oder wie wir uns jetzt ausdrücken würden, zu meiner persönlichen Bedienung erwählt, und wir behandelten uns auf gleichem Fuße. Wenn er Abends sagte: „Bürger Münchhausen, soll ich dir die Stiefeln ausziehn?“ so antwortete ich: „komm in einer halben Stunde wieder, Bürger Schurwenzel“; brachte er mir Stock und Hut und sagte: „Bürger Münchhausen, es ist Zeit, daß wir zur Volksversamlung gehn,“ dann erwiederte ich: „schön, Bürger Schurwenzel, komme mit, ich habe heute einen Vorschlag zu machen, und da wir Beide so intim mit einander stehen, so wirst du ja auch wohl dafür stimmen.“ „Ganz gewiß, versetzte jener, und nicht blos ich, sondern auch alle deine Schützlinge und Nachbarn, die dir so viel verdanken, werden gewiß für dich stimmen.“ So hatte ich, ohne ein Amt zu bekleiden, einen bedeutenden Einfluß in der Versammlung; denn diejenigen, die sich auf ähnliche Weise, wie ich, einen hervorragenden Wohlstand erworben hatten, und dadurch über vereinte Arbeitskräfte Mehrerer disponiren konnten, stimmten mir gleichfalls gewöhnlich bei.

Ich kann nun über die nächsten 12—15 Jahre, während welcher unsere Colonie und mein Wohlstand trefflich gedieh, kurz hinweg gehn. Ich habe Ihnen die Grundzüge der Art und Weise, wie ich mir ein bedeutendes Vermögen erwarb, skizzirt und darf nur hinzufügen, daß ich stets meiner Handlungsweise treu blieb und mich in den strengsten Grenzen des Rechts hielt. Mein Grundstück vergrößerte sich fortwährend; im Anfange hatten meine Nachbarn mehr Land, als sie mit ihrer vereinzelten Kraft bearbeiten konnten; ich nahm ihnen das überflüssige ab und bezahlte sie mit Produkten, mit Waaren oder mit Geld, welches letztere freilich bald wieder zu mir zurückkehrte, da ich bei unserm immer mehr aufblühenden Handel das Haupt-Waarendepot hatte, was ganz natürlich war, da, unter meinen Nachbarn wenigstens, keiner die dazu erforderlichen Auslagen zu bestreiten vermochte. Mein Vermögen mußte nothwendig in geometrischer Progression steigen. Eine neue Generation wuchs heran — die Bevölkerung war bereits auch durch neue Einwanderer, namentlich geschickte Handwerker, außerordentlich gestiegen — und da traf es sich denn oft, daß ein Hausvater, der mir früher sein überflüssiges Land verkauft hatte, jetzt mit 5 oder 6 arbeitsfähigen Söhnen nicht mehr Land genug für ausreichende Beschäftigung u. Consumtion hatte.

Dann hatte er freilich wohl Lust, das früher verkaufte Land wieder an sich zu bringen, aber darauf konnte ich mich natürlich nicht einlassen, gab jedoch Jedem, der Lust hatte, Arbeit und Brod. Starb nun der erste Besitzer, und wurde ein solches Stück Land unter die Söhne vertheilt, so hatte keiner an seinem Antheile genug; diese kleinen Besitzer mußten dann nebenbei um Lohn für andere arbeiten, oder sie

verkauften ihr Grundſtück und traten bei mir oder einem andern Reichen in Dienſt. So vergrößerte ſich mein Grundſtück und mein Vermögen alljährlich; mit den Wenigen, die gleich in der erſten Zeit ebenfalls einen Vorſprung erlangt hatten, ging es eben ſo. War z. B. der Sohn eines meiner Nachbarn, der als Erbtheil ein paar Morgen Landes erhalten hatte und ſich mit Mühe und Noth darauf ernährte. Er bot es mir zum Verkauf an, unter der Bedingung, daß ich ihm dann dauernde Arbeit gäbe; denn er ſah, daß meine Arbeiter beſſer lebten, wie er ſelber. Das Land lag mir gelegen, es war herrlicher Tabacksboden; ich kaufte den Acker um 120 Dollar 15 Cent., ließ den Burſchen ſelber für meine Rechnung, und unter meiner Aufſicht Taback darauf bauen und löſte aus der Erndte 600 Dollars, während mich der Unterhalt des Burſchen etwa eben ſo viel wie der Acker gekoſtet hatte. Auf dieſe Weiſe ging es fortwährend weiter, und es wird Sie nicht wundern, daß nach 15 Jahren unſerer etwa 8 Perſonen im Beſitz von wenigſtens ¾ der ganzen Inſel waren; wovon ich allein wohl den 4. Theil der Inſel, und zwar lauter wohl bebaute Ländereien beſaß. Je größer z. B. mein Gut wurde, deſto mehr wurden natürlich der Beſitzloſen, die ſich ohnehin ſtark vermehrten, ſo daß es uns an arbeitenden Händen nie fehlte. Kurz unſere kleine Inſel bot jetzt ganz das Bild eines geordneten civiliſirten Staates, wenn auch en miniature, dar; wir hatten einige reiche Eigenthümer, einige kleine ditto, einige wohlhabende Handwerker und eine Maſſe Proletarier, die jedoch immer reichlichen Verdienſt fanden."

„Aber," unterbrach hier den Freiherrn die kecke junge Dame, „vielleicht habe ich nicht genau Acht gegeben, oder Ihre juriſtiſchen Ausdrücke nicht verſtanden; es will mich doch bedünken, als hätten Sie dieſen Reichthum auf Koſten und durch die Arbeit ihrer Mitcoloniſten nicht erlangen können, wenn Sie ſie nicht auf irgend eine unerlaubte Weiſe hintergangen oder überliſtet hätten."

„Fragen Sie den Herrn Referendar als Sachverſtändigen, mein liebes Kind," erwiederte Münchhauſen mit ruhiger Seelengröße, „ob in allen Contrakten, Geſchäften u. dgl., die ich ganz der Wahrheit gemäß erzählt habe, die geringſte Rechtswidrigkeit vorgekommen iſt."

„Gewiß nicht," verſetzte der Referendar eifrig, „wiewohl ich Ihren Scharfſinn bewundere, vermöge deſſen Sie ſich, bei eingeführter Gütergleichheit, auf ſtreng rechtlichem Wege in ſo kurzer Zeit ein ſo bedeutendes Vermögen erwerben konnten. Sie ſind oberdrein gegen Ihre Mitbürger nicht blos mit der ſtrengſten Rechtlichkeit, ſondern auch mit der größten Uneigennützigkeit verfahren."

„Curios aber doch," ſagte die kecke junge Dame, ohne auf Fräulein Emerentia zu achten, welche ihr eben ſo erſtaunte, als zornige Blicke zuwarf, „curios, daß trotzdem Hab und Gut der armen Teufel ſo sans façon in Ihre Taſche gewandert iſt."

„Das ſind Geſchäftsſachen," fuhr der Freiherr fort, „die Sie nicht verſtehen. Meinen Reichthum verdanke ich theils dem Uebergewichte, welches mir gleich zu Anfang mein kleines Kapital gab, theils der ſtrengen Rechtlichkeit, die wir in allen Punkten gegen einander beobachteten; was ich einmal gekauft hatte, gehörte unwiderruflich mir, mochte es nun Arbeit oder Grund und Boden, oder ſonſt Etwas ſein. Die Achtung vor dem Eigenthum war aber bei uns ſo allgemein und ſo tief gewurzelt, daß in den erſten zehn Jahren nur einziger Diebſtahl vorkam, welchen wir auf patriarchaliſche Weiſe mit dem Ochſenziemer abſtraften. — Mit der Zeit wurde das freilich, bei häufigerm Zuſammentreffen mit civiliſirten Europäern u. Yankees anders; unſer Handel war nämlich bereits ſehr lebhaft, und alljährlich landeten mehrere Schiffe auf unſrer Rhede. Natürlich mehrten ſich nach u. nach die Verbrechen gegen das Eigenthum, die überhaupt deſto zahlreicher werden müſſen, je civiliſirter ein Staat wird. Unſer Auskultator hatte alle Hände voll zu thun; die öffentliche Meinung ſprach ſich eifrig u. energiſch gegen die Verbrecher aus, die Gutgeſinnten thaten ſich zuſammen, bildeten Sicherheitswachen und eine Art Landwehr-Polizei — und die Sache ging noch ganz gut. Aber ſelbſt einige moderne zerſtörende Theorien fanden in unſrer abgeſchloſſenen Inſel Eingang; wahr-

scheinlich war die Luft mit irgend einem revolutionären Miasma geschwängert, denn von den versoffenen Matrosen konnten diese antisocialen Theorien unmöglich herrühren und mit andern Europäern kamen wir nicht in Berührung. In einer Volksversammlung trat ein kecker Bursche auf, und fing an, höchst staatsgefährlich zu deklamiren: „wir, die Honoratioren der Insel, seien bloße Usurpatoren, Grund und Boden habe anfänglich Allen gemeinsam gehört und die Honoratioren hätten durch allerlei Rechtskniffe ihre Mitbürger um ihr Eigenthum gebracht, sich deren Arbeit zu Nutze gemacht und dadurch auf Unkosten Anderer ihr Vermögen erworben; unser Besitzthum sei durch ihre und ihrer Väter Arbeit entstanden und deshalb hätten sie Alle gleiches Anrecht daran u. s. w." — So schwatzte der Bursche eine Weile fort, ganz wie unsere communen Weltverbesserer, bis ein allgemeiner Schrei des Unwillens, der durch die ganze Versammlung ging, ihn unterbrach; selbst diejenigen, die, wie der Redner selber auch, nichts hatten, lachten ihn aus und nannten ihn einen Narren. Der Bursche wurde ergriffen und dem Auskultator übergeben, welcher ihn in einem sehr gründlichen Erkenntnisse als Unruhstifter zu 15 Jahren Festungsstrafe verurtheilte. Da wir dermalen selbst keine Festungen hatten, so schickten wir den Burschen mit dem ersten abgehenden Schiffe von der Insel weg.

So hatten wir vor der Hand Ruhe, und wo nur irgend ähnliche Syptome auftauchten, wußten wir solche sogleich energisch zu unterdrücken.

Nichtsdestoweniger fühlte ich mich nicht ganz behaglich mehr. Die Rechtsbegriffe waren bei der jungen Generation nicht so fest gewurzelt, das Rechtsgefühl nicht mehr so lebhaft, wie bei den ersten Einwanderern; es kam wohl vor, daß sie einen bestraften Schafdieb noch bedauerten und sagten: der arme Teufel hätte ja bloß die Wahl gehabt, zu stehlen oder zu verhungern. Wie gesagt, dies beunruhigte mich etwas, wiewohl nur selten ein Schuldiger unbestraft blieb. Leider war auch unser Corpus juris alt und schadhaft geworden. Wir hatten es, wie Sie sich erinnern, unter einem offenen Säulendache aufgestellt, aber da zeigte sich, daß es die frische freie Luft ohne schützende Wände nicht wohl vertragen konnte. Wind und Wetter hatten ihm arg mitgespielt. Der Auskultator war kränklich und schwach geworden; zwar hatte er sich in einem halben Dutzend Jungen ein Collegium heranwachsender Beisitzer gezeugt, aber die Rangen arteten gar nicht nach ihrem Vater und bekümmerten sich den Teufel um das alte verregnete Corpus juris. Mußten sie einmal bei Kränklichkeit oder Abwesenheit des Auskultators, Recht sprechen, so begingen sie die gröbsten Mißgriffe. Davon will ich Ihnen nur ein Beispiel erzählen. Ein Bauer kam zu einem Juden — unsere Civilisation war so weit vorgerückt, daß wir bereits Juden hatten, getaufte und ungetaufte, beschnittene und unbeschnittene — und sagte zu ihm: „Bürger Jude, kannst du mir nicht auf vier Wochen 4 Dollars borgen?" „Gern," erwiederte der Jude, „aber nur unter der Bedingung, daß du mir 6 Dollars wieder bezahlst. Da der Bauer in Noth war, so ging er die Bedingung ein und schrieb den Schuldschein auf 6 Dollars. Wie nun der Jude die 4 Dollars auf den Tisch zählt, spricht er zum Bauern: „du bist mir nun 6 Dollars schuldig, da kannst du mir diese 4 Dollars gleich jetzt geben und du brauchst mir dann nach vier Wochen nur noch 2 Dollars zu bezahlen. Auch das sah der Bauer ein, und der Jude quittirte redlich auf den Schuldschein: „4 Dollars auf Abschlag erhalten." Wöhrend der Bauer fortgeht, wollte ihm das Geschäft schier wundersam bedeuchten, verdrießlich kratzte er sich hinter den Ohren und brummte vor sich hin: „Curios! da bin ich dem Juden 2 Dollars schuldig, das Geld, was ich gebrauchte, habe ich nicht gekriegt und der verdammte Jude hat doch Recht." Als er nach 4 Wochen nicht bezahlen konnte, verklagte ihn der Jude; es saßen aber grade die Auskultatorrangen zu Gericht, die schon von der Geschichte gehört hatten. Der Schein war in der Ordnung; der Bauer, der nur aus Unvermögen nicht bezahlt hatte und die Sache gar nicht zu leugnen gedachte, erschien nicht im Termine und war also einfach in contumaciam zu verurtheilen. Die Rangen aber zerrissen den Schuldschein, prügelten den Juden durch und warfen ihn zum Hause hinaus. Der Schreck über dieses unrichterliche Verfahren, und der

Gedanke an die Nase, die er in seinem Vaterlande darob erhalten haben würde, warfen den Auskultator auf's Krankenbett.

Solche Symtome waren allerdings geeignet, einen Mann, der die öffentliche Ordnung und sein Vermögen liebte zu beunruhigen. Zudem war mir auch die republikanische Gleichheit nachgrade ennuyant; im Anfang hatte sie noch den Reiz der Neuheit und war für einfache Colonisten auch allenfalls passend. Jetzt aber, wo es reiche Gutsbesitzer, Städte, Kaufleute, Handwerker, Lumpen und Strolche auf der Insel gab, wurde die Gleichheit doch sehr lästig, wiewohl sie nur im äußern Verkehr bestand; in der Volksversammlung hatte zwar jeder Erwachsene seine Stimme, aber die Lumpen stimmten natürlich so, wie die Reichen von denen sie abhingen. Allein es war mir nun einmal fatal, mich von meinen Bedienten und von meinem Schuster duzen zu lassen; ich sehnte mich herzlich nach Deutschland zurück und als mir einmal ein direct aus Wien gekommener Schneider einen Reck anmaß und mich dabei „Ew. Gnaden" nannte, da erzitterte mein Herz in heimathsüßen Gefühlen, wie wenn der Schweizer in der Fremde das Alphorn oder den Kuhreigen hört. Ich beschloß meine Güter zu verkaufen und nach Deutschland zurückzukehren; es war grade die Zeit des Wiener Congresses und ich zweifelte nicht, daß ich bald eine bedeutende Rolle spielen würde; mit meinem Vermögen und meinen Talenten konnte es mir bei der jetzigen Lage der Dinge gar nicht fehlen. Ein spekulirender Yankee kaufte mir mein Besitzthum um eine Million Dollars ab, ein wahres Lumpengeld, denn unter Brüdern, d. h. unter konkurrirenden Brüdern, waren meine Güter das Doppelte werth. Mit diesem Gelde kehrte ich nach Europa zurück; es war doch immer ein ganz artiges Vermögen, was ich mir in etwa 20 Jahren erworben hatte. Sie haben aber, meine Herren und Damen, gesehen, daß ich dieses Vermögen nächst meinem industriellen Kopfe, nur der consequenten Strenge verdanke, mit welcher wir an den einfachsten Rechtsprinzipien, an dem Rechte des Eigenthums und der freien Disposition darüber, fest hielten. Allerdings war das Eigenthum Anderer an mich übergegangen, aber stets auf dem Wege Rechtens; Andere hatten für mich gearbeitet, aber ich hatte sie dafür bezahlt und bloß den Ueberschuß in meine Tasche gesteckt. Ich war mir bewußt nie irgend ein Recht eines Mitbürgers verletzt zu haben, und war doch reich dabei geworden; mein Grundsatz war stets streng am Gesetz und Recht festzuhalten und sich um das Uebrige nicht zu bekümmern.

Fiat justitia et pereat mundus; das war mein Wahlspruch.

So geht es in der Welt.

Die Familie in der schönen Welt.

„Wer iſt denn jene dicke Frau, welche tanzt?“ fragte ich einen Pariſer, der mich zum erſtenmale durch den Ball ſteuerte.

„Meine Tante iſt's,“ erwiederte er mir, „eine ſehr luſtige, ſehr junge Perſon, und, wie Sie an ihren Diamanten ſehen, ſehr reich.“

„Sehr reich, ſehr luſtig, das kann ſein,“ dachte ich, „aber ſehr jung, das kann nicht ſein.“ Ich ſchaute ſie ganz erſtaunt an, und da ich keine Spur ihrer Jugend entdecken konnte, wagte ich es, mich nach der Zahl ihrer Jahre zu erkundigen.

„Das iſt eine alberne Frage,“ verſetzte Arthur, über meine Tölpelei lachend. „Ich beerbe meine Tante, mein Lieber, ich verrathe ihr Alter nicht.“ Und bemerkend, daß ich ihn nicht verſtand, fügte er bei: „Ich habe keine Luſt, enterbt zu werden. Aber komm, daß ich Dich meiner Mutter vorſtelle. Sie war ehedem in ſehr naher Verbindung mit der Deinigen, und wird ſich freuen, Dich zu ſehen.“

Ich folgte Arthur, und wir fanden bei einem Camelienſtrauche zwei junge Perſonen, die inmitten einer Gruppe mehr oder weniger flatterhafter, männlicher Schmetterlinge ſaßen. Arthur ſtellte mich der Jüngſten vor, mindeſtens jener, welche mir's auf den erſten Blick ſchien; denn ſie war von Beiden am beſten angezogen, die Niedlichſte, die Hübſcheſte, die Hofirteſte. Ich war noch geblendet von den Lichtern, von der Muſik, von meinem erſten Auftreten in der ſchönen Welt der Hauptſtadt, von der Furcht, linkiſch und provinzleriſch darin zu erſcheinen, und richtig war ich dieß zum Ergötzen; denn ich hörte das Vorſtellungscompliment nicht, welches Arthur vortrug, indem er mich bei den Schultern gegen dieſe blendende Dame drängte, und ich brauchte wohl fünf Minuten, um mich von dem herausfordernden und zugleich ſpöttiſchen Blicke zu erholen, den ihre ſchönen ſchwarzen Augen auf mich hefteten. Sie ſprach mit mir, ſie fragte mich, und ich antwortete in den Tag hinein, unfähig meine Verwirrung zu bewältigen. Endlich gelang es mir, zu verſtehen, daß ſie mich fragte, ob ich nicht tanze, und auf meine Ablehnung ſagte Arthur: „Er tanzt ganz wie ein Anderer, aber er wagt ſich noch nicht daran.“

„Bah! es koſtet nur den erſten Schritt,“ entgegnete die Dame; „man muß nur dieſe Schüchternheit überwinden. Ich wette, daß Sie Niemand zu engagiren wagen? Wohlan ich will Sie dieſer Verlegenheit entheben, und Sie in den Strudel werfen. Kommen Sie walzen Sie mit mir. Geben Sie mir Ihren Arm, nicht ſo, legen Sie Ihren Arm ſo um mich, ungezwungen, zerknittern Sie meine Spitzen nicht, ſo iſt's recht! Sie werden ſich machen. Warten Sie das Ritornell ab; folgen Sie meinen Bewegungen, nun, fort!“

Und ſie riß mich in den Wirbel fort, leicht wie eine Sylphide, kühn wie ein Infanteriſt, feſt inmitten der Püffe des Tanzes, wie eine Citadelle unter der Kanone.

Ich hüpfte und drehte mich anfangs wie in einem Traume. Meine ganze Sorge beſtand darin, mit meiner Tänzerin nicht zu fallen, ſie nicht zu zerknittern, den Tact nicht zu verlieren. Nach und nach, als ich ſah, daß ich meine Sache eben ſo gut machte, als ein Anderer, nämlich: daß alle Pariſer eben ſo ſchlecht walzten, wie ich, beruhigte ich mich, ich gewann

Aplomb. Ich konnte jene anschauen, die ich in meinen Armen hielt, und bemerken, daß diese glänzende Puppe, ein wenig in ihr Leibchen eingepreßt, ein wenig außer Athem gekommen, bei jeder Walzertour sichtbar häßlich wurde. Sie begann brillant, hielt aber die Anstrengung nicht aus; ihre Augen wurden hohl, ihr Teint fleckig, und sie schien mir, aufrichtig zu sprechen, immer weniger jung und leicht. Ich hatte einige Mühe, sie an ihren Platz zurückzuführen, und als ich ihr mit angenehmen Worten dafür danken wollte, daß sie mich meiner Tanzblödigkeit enthoben, fand ich nur so linkische, so kaltehrerbietige Ausdrücke, daß sie sie nicht zu hören schien.

„Ah," sagte ich zu meinem Freunde Arthur, wer ist denn jene Dame, mit der ich so eben getanzt habe?"

„Eine saubere Frage! Bist Du verrückt worden? Ich habe Dich ihr eben vorgestellt."

„Aber daraus lern' ich nichts."

„Ei, Zerstreuter, der Du bist, meine Mutter ist's!" antwortete er ungeduldig.

„Deine Mutter!" antwortete ich, über meine Albernheit bestürzt. „Um Vergebung, ich hielt sie für Deine Schwester!"

„Charmant! Dann hat er meine Schwester für meine Mutter gehalten! Mein Lieber, mach nicht mit solcher Selbsttäuschung den jungen Personen das Compliment des Thomas Diafoirus."

„Deine Mutter!" versetzte ich, ohne auf seine Spötteleien zu merken. „Sie tanzt gut aber wie alt ist sie denn?"

„Ah, wieder? das ist zu arg! Du wirst es dahin bringen, überall davongejagt zu werden, wenn Du so beharrlich darauf bestehest, das Alter der Frauen zu erfahren?"

„Aber das ist ein naives Compliment, das mir Deine Frau Mutter nicht übel nehmen sollte; ihrem Putze, ihrer Taille, ihrer Heiterkeit nach, hab' ich sie für eine junge Person gehalten, und ich kann mich nicht bereden, daß sie das Alter habe, Deine Mutter zu sein."

„Ei" erwiederte Arthur lachend, „diese so einfachen Provinzler haben die Gabe, sich Verzeihung zu erwirken. Sei aber mit meiner Mutter nicht allzu galant, ich rathe Dir's. Sie spottet gerne, und zudem verriethe es im Grunde den schlechtesten Geschmack, sich darüber verwundern zu wollen, daß eine Mutter noch tanze. Sieh doch, tanzen denn nicht alle diese Mütter in ihrem Alter?"

„Die Frauenzimmer heirathen also hier wohl jung, da sie große Kinder haben?"

„Nicht früher, als anderswo. Aber gieb doch diese fire Idee auf, mein Junge, und wisse, daß die Pariser Frauen nach dreißig Jahren kein Alter mehr haben, aus dem Grunde, weil sie nicht mehr altern. Es ist die äußerste Unhöflichkeit, wie Du es machst, nach der Zahl ihrer Jahre zu fragen. Wenn ich Dir sagen würde, daß ich selbst das Alter meiner Mutter nicht weiß?"

„Ich würde es nicht glauben."

„Und dennoch weiß ich es nicht. Ich bin ein zu gut gearteter Sohn, und ein zu gut erzogener Junge, um je eine solche Frage an sie gestellt zu haben."

Meine Bestürzung wurde immer größer. Ich näherte mich Arthur's Schwester, und fand bestimmt, daß sie auf den ersten Anblick minder jung schien, als ihre Mutter. Sie war ein Mädchen etwa von fünfundzwanzig Jahren, die man zu verheirathen vergessen hatte, und darob ungehalten. Sie war schlecht angezogen, sei's aus Mangel an Geschmack, oder weil man auf ihre Toilette die nöthigen Ausgaben nicht verwendete. In beiden Fällen beging ihre Mutter ein großes Unrecht gegen sie, nämlich: daß sie ihr keine Geltung zu verschaffen suchte.

Sie war nicht gefallsüchtig, vielleicht durch die Absicht des Gegensatzes des flatterhaften Aussehens ihrer Mutter. Man beschäftigte sich nicht viel mit ihr, und ließ sie wenig tanzen. Ihre Tante, ihre dicke Tante, welche Arthur zu beerben behauptete, und die mit einer Art von Wuth tanzte, kam von Zeit zu Zeit, um ihr als Ehrendame zur Seite zu seyn, wenn ihre Mutter tanzte, und brachte ihr ungeduldig, es auch so zu machen, einige Rekruten, denen diese Artigkeit oblag.

Ich wurde bald ausersehen, dieses Geschäft zu verrichten; ich entledigte mich desselben mit

einer freiwilligeren Reſignation, als die Uebrigen. Dieſes Mädchen war nicht häßlich, ſondern nur linkiſch und kalt. Dennoch ermuthigte und beſeelte ſie ſich ein wenig bei mir. Sie geſtand mir ſogar, daß Geſellſchaft ſie langweile, und der Ball ihre Marter ſey. Ich begriff, daß ſie wider ihren Willen hinkam, um ihre Mutter zu begleiten, und daß ſie eigentlich die Mutter-Rolle bei der Urheberin ihres Lebens ſpielte.

Sie war auserſehen, zum Deckmantel zu dienen, Arthur's Vater, mit den Neigungen des Alters, das ihm die Zeit gegeben, unterwarf ſich, in die Geſellſchaft zu eilen, oder im Kaminwinkel allein zu bleiben, als Madame zu ihm geſagt hatte: „Wenn man eine Tochter zu verheirathen hat, muß man ſie wohl auf den Ball führen.“ Inzwiſchen heirathete die Tochter nicht. Der Vater gähnte, und die Mutter tanzte.

Ich tanzte mehrmals mit dieſem armen Fräulein. Auf einem Provinzballe hätte dieß ſie compromittirt, und ihre Eltern würden mir den Text geleſen haben. Aber in Paris, hievon weit entfernt, wußte man mir darob den größten Dank, und das Fräulein nahm nicht jene hübſche Miene einer Spröden an, womit in einer kleinen Stadt zwiſchen jungen Leuten ein ganzer ſentimentaler Roman beginnt. Dieß gab mir das Recht, mich darnach an ihre Seite zu ſetzen, und mit ihr zu wandern, während ihre beiden Matronen mit ihren Anbetern muthwillige Reden und charamante Ziereréien austauſchten.

Unſer Plaudern war keine leichte Aufgabe; Fräulein Emma beſaß Beurtheilungskraft, zu viel Beurtheilungskraft, und darum Schalkheit, obgleich ihr Charakter nicht heiter war. Meine Einfachheit flößte ihr Vertrauen ein. Sie ging ſo weit, mich über den Gegenſtand meines Erſtaunens ſeit dem Beginne des Balles zu belehren, und ohne daß ich viele Fragen an ſie zu richten wagte, diente ſie mir zu einem gefälligern Cicerone als ihr Bruder.

„Sie ſind erſtaunt, meine dicke Tante ſich ſo luſtig herumtummeln zu ſehen,“ ſagte ſie zu mir; das iſt nichts; ſie zählt nur vierzig Jahre ſie iſt eine junge Perſon. Ihre Wohlbeleibtheit betrübt ſie, weil ſie dadurch gealtert hat. Meine Mutter hat ſich viel beſſer conſervirt, nicht wahr? Dennoch hab' ich eine ältere Schweſter, und dieſe Kinder, und Mama iſt ſeit einigen Jahren Großmutter. Ich weiß nicht genau, wie alt ſie iſt. Aber wenn ich annehme, daß ſie ſehr jung geheirathet hat, ſo darf ich als gewiß vorausſetzen, daß ſie wenigſtens 50 Jahre alt iſt.

„Das iſt wunderbar rief ich aus. „Ah, mein Gott! wenn ich meine arme Mutter mit ihrer großen Hauben, ihren großen Schuhen, ihren großen Stricknadeln und ihren Brillen, mit den vielen Damen vom nämlichen Alter vergleiche, die ich hier in kurzen Aermeln, Atlasſchuhen, mit Blumen in den Haaren, und mit jungen Leuten am Arme erblicke, glaub' ich zu träumen.

„Iſt's vielleicht ein Alp?“ erwiederte die ſchelmiſche Emma; „meine Mutter iſt ſo überaus ſchön geweſen, daß ſie das Recht bewahrt haben mag, es immer zu ſcheinen. Aber meine Tante iſt minder zu entſchuldigen, ſich ſo hals- und bruſtentblößt zu tragen, und den peinlichen Anblick ihrer Leibesfettigkeit allen Augen preiszugeben.“

Ich kehrte mich unwillkührlich um, und gewahrte flüchtig zwei ſo pralle Schulterblätter, daß ich den blumigen Chignon der Tante anſchauen mußte, um mich zu überzeugen, daß ich ſie von rückwärts ſah. Dieſer Geſundheits-Luxus verurſachte mir einen wirklichen Schrecken, und Fräulein Emma bemerkte meine Bläſſe. „Das iſt nichts,“ ſagte ſie lächelnd zu mir, (und das Vergnügen am Spotte verlieh einen Moment ihrem Blicke jenes Feuer, welches die Liebe ihm niemals mitgetheilt hatte.) „Sehen Sie vor uns hin, zählen Sie die jungen Mädchen und die hübſchen Frauen. Zählen Sie die Frauen auf der Umkehr, die häßlichen, die kein Alter haben, und ergänzen Sie die Reihe mit den Alten, den Buckligen . . . oder es fehlt nicht viel dazu . . . den Müttern, den Großmüttern, den Großtanten, und Sie werden ſehen, daß die Mehrzahl auf den Bällen, die Vorherrſchenden in der Geſellſchaft, der Abgelebtheit und Häßlichkeit angehören.“

„O, das iſt wirklich ein Alp!“ rief ich aus,

„Und was mich am meiſten ärgert, iſt der zügelloſe Toiletten-Luxus an dieſen zerzauſeten Spukgeſtalten. Nie hat die Häßlichkeit mir ſo abſtoßend geſchienen, als heute. Bisher bedauerte ich ſie. Ich fühlte ſogar eine Art ehrerbietigen Mitleidens mit ihr. Eine Frau ohne Jugend und Schönheit iſt etwas, was man zu achten ſuchen muß, um ihr eine Entſchädigung bieten zu können. Aber dieſes aufgeputzte Alter, dieſe arrogante Häßlichkeit, dieſe Runzeln, welche grimaſſieren, um wohllüſtig zu lächeln, dieſe tauben, veralteten Ovalisken, die ihre ſchwächlichen Cavaliere zuſammenrackern, dieſe mit Diamanten bedeckten Skelette, die zu krachen ſcheinen, als wollten ſie in Staub zerfallen, alle dieſe falſchen Reize und dieſe falſchen Mienen ſind ſchrecklich anzuſchauen, ein wahrer Todtentanz!“

Ein alter Freund der Familie Arthur's hatte ſich uns genähert; er hörte meine letzten Worte. Er war ein ziemlich ausgezeichneter Maler, und ein Mann von Geiſt. „Junger Mann,“ ſagte er zu mir, indem er ſich neben mich ſetzte, „Ihre Entrüſtung gefällt mir, obgleich ſie meine eigene nicht erleichtert. Sind ſie Dichter? Sind Sie Künſtler? Ah! wenn Sie Eines von Beiden ſind, was wollen Sie hier machen? Fliehen Sie! denn Sie könnten ſich vielleicht an dieſe abſcheuliche Umwälzung der Geſetze der Natur gewöhnen. Und das erſte Geſetz der Natur iſt Harmonie; die Harmonie iſt die Schönheit. Ja die Schönheit iſt überall, wenn ſie an ihrem Platze iſt, und ſich nicht von den natürlichen Verhältniſſen entfernt.

„Auch das Alter iſt ſchön, wenn nicht die Jugend es nachäffen und grimaſſiren will. Was giebt es Erhabeneres, als den edlen Kahlkopf eines ruhigen und würdigen Greiſes? Schauen Sie dieſe alten Gecken in der Perücke an, und wiſſen Sie, daß ich, wenn ich nach meinem Belieben kleiden, ihren Kopfputz ſie ordnen, u. ihnen auch andere Geſichtsgeberden auftragen dürfte, ſchöne Modelle mit daraus machen könte.

So, wie Sie dieſelben da ſehen, ſind ſie abſcheuliche Carrikaturen. Ach! wohin hat ſich denn der Geſchmack geflüchtet, die einfache Kenntniß der erſten Regeln, und — muß man auch dieß ſagen? — der einfache geſunde Menſchenverſtand? Ich rede nicht erſt noch von den Kleidertrachten unſerer Epoche; jene der Männer iſt die traurigſte, die lächerlichſte, die widerwärtigſte und die unbequemſte von der Welt. Dieſes Schwarz iſt ein Zeichen der Trauer, welches das Herz zuſammenſchnürt.

„Die Kleidertracht der Frauenzimmer iſt glücklich, und könnte in dieſem Augenblicke ſchön ſein. Aber wenige Frauenzimmer beſitzen den Takt, zu wiſſen, was ſie gut kleidet. Sehen Sie hier, Sie werden unter vierzig kaum drei zählen, die paſſend angezogen ſind, und den Vortheil ſich zu verſchaffen verſtehen, den ihnen die Mode geſtattet. Bei den Meiſten erſetzt der Geſchmack am Reichen den Geſchmack am Schönen. So verhält es ſich in allen Künſten, in allen Ausſchmückungsſyſtemen. Was heut zu Tage den Vorzug hat, iſt das Koſtſpielige für die reichen Verſchwender, das Schreiende für die reichen Geizhälſe, das Einfache und Schöne für Niemand. Ei doch! haben unſere Pariſer Frauenzimmer nicht abſcheuliche Muſter vor Augen, ganz geeignet, ihnen Entſetzen vor dem Häßlichen einzuflößen? . . .“

„Oh! dieſe alten Engländerinnen, mit Federn und Diamanten beladen?“ rief ich aus, „dieſe ſo phantaſtiſch friſirten Apocalypſenhaare?“

„Sie können davon ſprechen,“ erwiederte er, „Sie ſehen vielleicht einige davon hier. — Was mich betrifft beſitz' ich das Talent, ſie nicht zu bemerken. Wenn ich vermuthe, daß ſie da ſind, mach' ich ſie mir durch die Anſtrengungen meines Willens unſichtbar.“

„Wahrlich?“ ſagte das Fräulein Emma lachend; „o! dennoch iſt es unmöglich, daß Sie die coloſſale Lady *** nicht bemerken ſollten. Da tritt ſie Ihnen auf den Fuß, und wenn Sie ſie nicht ſehen, können Sie wenigſtens das Gewicht dieſer rieſigen Perſon ſpüren. Fünf und einen halben Fuß hoch, vier im Umfange, ein Marktſchiff-Federbuſch, Spitzen, von denen das Meter dreitauſend Francs koſten, und die ſeit drei Generationen vornehmer Witwen vergilbt ſind, ein Mieder in Form eines Schilderhauſes, Zähne, die bis

zum Kinne herabreichen, ein von grauem Barte geborſtetes Kinn, und zur Harmonirung mit allem dem . . . eine hübſche, kleine, heüblonde Perücke mit niedlichen Locken a l'enfant. — Sehen Sie doch, das iſt die Perle der drei Königreiche."

„Meine Einbildungskraft erheitert ſich bei dieſem Porträte," verſetzte der Maler, den Kopf wegwendend; „aber die Einbildungskraft kann nichts ſo Häßliches ſchaffen, als gewiſſe Wirklichkeiten ſind; deßwegen würde ich dieſe Dame nicht anblicken, ſollte ſie mir auch auf den Leib treten."

„Sie ſagten doch," entgegnete ich, „daß die Natur nichts ſo Häßliches hervorbringe, dünkt mir?"

„Die Natur bringt nichts ſo Häßliches hervor, was nicht die Kunſt verſchönern, oder noch häßlicher machen könnte; je nachdem der Künſtler iſt. Jedes menſchliche Weſen iſt der Künſtler ſeiner eigenen Perſon, im Moraliſchen und Phyſiſchen. Es zieht guten oder ſchlechten Vortheil daraus, je nachdem es auf dem wahren oder falſchen Wege iſt. Woher gibt es ſo viele manierirte Frauenzimmer, und ſogar Männer? Dieß rührt von einer falſchen Kenntniß ſeiner ſelbſt her. Ich habe geſagt, daß das Schöne die Harmonie ſey, und daß, da die Harmonie an der Spitze der Geſetze der Natur ſtehe, das Schöne in der Natur liege. Wenn wir dieſe natürliche Harmonie ſtören, bringen wir das Häßliche hervor, und die Natur ſcheint uns dann beizuſtehen, ſo beharrlich iſt ſie, das aufrecht zu erhalten, was ihre Regel iſt, und was den Contraſt erzeugt. Hernach klagen wir ſie an, und doch ſind *wir* die Unſinnigen und Schuldigen. Verſtehen Sie mich, mein Fräulein?"

„Das klingt mir ein wenig abſtrakt, ich geſteh's," antwortete Emma.

„Ich werde mich durch ein Beiſpiel erklären, gerade durch das Beiſpiel deſſen, entgegnete der Künſtler, „was uns zu unſern Betrachtungen über dieſen Stoff veranlaßt. Ich ſage Ihnen vorerſt: es giebt nichts Häßliches in der Natur. Nehmen wir die menſchliche Natur, um uns auf eine einzige Thatſache zu beſchränken. Man iſt übereingekommen, zu ſagen, daß es abſcheulich iſt, alt zu werden, weil das Alter häßlich ſei. Deßwegen läßt die Frau ihre weißen Haare ausreißen, oder färbt ſie; ſie ſchminkt ſich, um ihre Runzeln zu verbergen, oder ſucht wenigſtens durch den täuſchenden Wiederſtrahl glänzender Schöffe, über ihr verblaßtes Geſicht ein lebhaftes Colorit zu verbreiten.

„Zur Vermeidung einer langen Aufzählung von Toilettenkunſtgriffen, werde ich dabei ſtehen bleiben, und ſagen, daß man durch die Bemühung, die Zeichen des Alters verſchwinden zu laſſen, ſie noch hartnäckiger und unverſöhnlicher mache. Die Natur ſträubt ſich, das Alter erbittert ſich, die Stirne erſcheint runzeliger, und das Geſicht eckiger unter jenem Haare, deſſen erborgte Farbe nicht mit dem wirklichen und unvertilgbaren Alter übereinſtimmt. Die friſchen und lebhaften Farben der Stoffe, die Blumen, die Diamanten auf der Haut, Alles, was glänzt, und den Blick auf ſich zieht, macht das ſchon Verwelkte um ſo welker.

„Und dann, abgeſehen von der phyſiſchen Wirkung ſollte man doch auch auf den Eindruck denken, der auf unſere Augen gemacht wird. Dieſe Regelwidrigkeit iſt unſerer Beurtheilung anſtöſſig. Wozu, fragen wir nun inſtinktmäßig, dieſer Kampf gegen die göttlichen Geſetze? Wozu dieſen Leib ſchmücken, als könnte er ein Gelüſten einflößen? Warum begnügt man ſich nicht mit der Majeſtät des Alters, und mit der Achtung, die es gebietet, Blumen auf dieſen kahlen oder weißen Köpfen! Welche Ironie! Welche Entweihung!

„Wohlan, dieſer Abſcheu, den das geſchminkte Alter um ſich her verbreitet, würde angenehmeren und ſchmeichelhafteren Gefühlen Platz machen, wenn es nicht verſuchte, die Geſetze der Natur zu übertreten. Es giebt eine Toilette, es giebt einen Putz für die Alten beider Geſchlechter. Betrachten Sie gewiſſe Porträite alter Meiſter, gewiſſe Männer mit weißem Barte von Rembrandt, gewiſſe Matronen von Van Dyck, mit ihrem langen Mieder von Seide oder ſchwarzem Sammet, ihre weißen Hauben, ihre Halskrauſen, ihre züchtigen Schleier, ihre große und edle Stirne unbedeckt und impoſant, ihre langen ehrwürdigen Hände, ihre ſchweren und reichen Ketten, dieſe Edelſteine, welche den Feſtſtaat herausheben, ohne ihm ſein ſtrenges Ausſehen zu entziehen."

„Ich verlange nicht, daß man durch sclavische Nachahmung jener Moden der vergangenen Zeit excentrisch werden müsse. Jedes Haschen nach Originalität würde für das Alter unschicklich sein. Aber verständige Sitten und logische Gewohnheiten würden in der Gesellschaft ähnlichen Gebräuchen Aufnahme verschaffen, und der gesunde Menschenverstand des Publikums bald für jedes Lebensalter ein Costüm hervorbringen, anstatt Trachten zur Unterscheidung der Stände zu ersinnen, wie man es schon zu lange gethan hat. Man trage mir auf, jene der Greise zu erfinden, zu denen ich selbst gehöre, und man wird sehen, daß ich viele von jenen Personen schön machen werde, die jetzt nur der Caricatur zum Vorbilde dienen können.

„Und mich vor Allem, der ich gezwungen bin, will ich nicht für einen Sonderling gelten und gegen Wohlanständigkeit verstoßen, in einem zu engen Kleide hier zu sein, mit einer Fußkleidung, die mich genirt, mit einer Cravatte, welche die spitzige Ecke meines Kinnes ausprägt, und mit einem Hemdkragen, der meine Runzeln zusammenrafft, würden Sie in einem schönen schwarzen Kleide sehen, oder in einem weiten und ehrenhaften Mantel, mit einem ehrwürdigen Mantel, mit bequemen Schuhen oder gefütterten Halbstiefeln, ganz in einem Anzuge der meinem natürlichen Aussehen entspräche, der Schwere meines Ganges, und meinem Bedürfnisse der Gemächlichkeit und des Ernstes. Und dann meine liebe Emma, würden Sie vielleicht sagen: „„das ist ein schöner Greis,““ anstatt daß Sie, indem Sie mich in Kleidern sehen, jenen meines Enkels ähnlich, zu sagen gezwungen sind: „„ah der garstige Greis!““

„Ich finde Sie zu aufrichtig gegen sich selbst und gegen die Andern,“ erwiederte Emma, nachdem sie über seine angenehmen Aeußerungen gelacht hatte. „Bedenken Sie doch, welche Wuth bei den Frauen ausbräche, wenn man sie zwänge, ihr Alter zu verrathen, indem sie mit fünfzig Jahren das Costüm trügen, welches Achtzigerinnen zukäme.

„Dieß würde sie verjüngen, ich schwör's Ihnen,“ fuhr er fort „Uebrigens könnte man für jede zwanzig Jahre des Lebens ein verschiedenes Costüm erfinden. Lassen Sie mich Ihnen im Vorbeigehen sagen, daß die Frauen eine alberne Berechnung machen, indem sie ihren Geburtstag geheimnißvoll verhehlen. Wenn es einmal durch irgend eine, (immer unvermeidliche) Indiscretion hergestellt ist, daß Sie in diesem Punkte gelogen haben, wär's auch nur um ein Jahr, so würde Ihnen die Bosheit der Leute deren mit vollen Händen geben: „„Ja doch, dreißig Jahre!““ denkt man sich . . . „„eher vierzig. Sie sieht aus, als zähle sie fünfzig,““ sagt ein Anderer. Und ein Spaßvogel wird beifügen: „„vielleicht hundert!““ Was weiß man von einer Frau, die so geschickt ist, Alles an ihr zu bemänteln? Es dünkt mir, daß ich, wäre ich eine Frau, geschmeichelter sein würde, mit vierzig Jahren sehr gut erhalten zu sein, als sehr abgelebt mit dreißig. Ich weiß wohl, daß ich, wenn ich von einer Frau sagen höre, daß sie ihr Alter nicht gestehe, sie sogleich für alt, und sehr alt halte.“

„Hierin denk' ich wie Sie, sag' ich meinerseits; aber sprechen Sie wieder von Ihren Costümen mit uns. Würden Sie jenes nicht ändern, welches jetzt die jungen Personen tragen?“

„Ich bitte Sie sehr um Vergebung,“ erwiederte er, „ich finde es viel zu einfach; im Vergleiche mit jenem ihrer Mütter, das so verschwenderisch ist, empört es durch Knauserei. Ich finde zum Beispiele, daß Emma's Toilette jene eines Kindes ist, und ich wollte, daß sie vom fünfzehnten Jahre an mehr geputzt worden wäre, als sie es ist. Will man sie schon verjüngen? Sie bedarf es nicht. „„Es ist Sitte,““ sagt man, „„es ist guter Geschmack; die Einfachheit steht der Züchtigkeit des jungen Alters gut;““ ich will's zugeben; aber steht es denn nicht auch der mütterlichen Würde gut?

„Ferner sagt man zu den jungen Personen, um sie zu trösten: „„Wir bedürfen der Kunst, und Ihr seid durch Eure natürlichen Reize hinlänglich geputzt.““ Ein sonderbares Beispiel, eine sonderbare Ansicht von Züchtigkeit und Moral! Und welch' ein Widersinn in den An-

gen des Künstlers! Da ist eine von Putz strahlende Matrone, und ihre schöne und reizende Tochter im Kleide der ersten Communion, fast in Nonnentracht! Und für wen also die Blumen und Diamanten, die reichen Stoffe und alle Schätze der Kunst und Natur, wenn nicht um die Schönheit zu schmücken? Wenn Sie die einfache und bescheidene Züchtigkeit loben, ist sie denn nur für die Jungfrauen da? Warum entziehen Sie sich denn so stolz den einzigen Reiz, der sie noch verschönern könnte?— Sie wollen jung erscheinen, und machen sich unbescheiden? Eine wunderliche Berechnung, ein unlösbares Räthsel!

„Die Frau, denken gewisse Unverschämte, soll wie eine Blume sein, die ihren Busen in dem Maße zeigt, als sie aufblüht. Wissen Sie denn aber nicht, daß die Frau nicht, wie die Rose, von der Schönheit zum Tode übergeht! Sie hat das Glück, nach dem Verluste ihres Glanzes, einen dauerhafteren Wohlduft, als jenen der Rosen, in sich zu bewahren."

Der Ball war zu Ende. Die Mutter und die Tante Emma's blieben bis zuletzt. Sie gingen, sich in dem Maße lustig machend und erkühnend, als die Aufregung und Anstrengung sie noch mehr verhäßlicht hatten. Emma war guter Laune, weil sie den Bannfluch über ihre Thorheit verkünden gehört. Nach der Entfernung des alten Künstlers unterhielt sie sich noch mit mir, und wurde so bitter und rachsüchtig in Worten, daß ich sie tief betrübt verließ. Schlechte Mütter, schlechte Töchter! Ist denn hier die Welt? sagte ich bei mir.

George Sand.

Philibert Lescale.

Skizze aus dem Leben eines jungen reichen Mannes in Paris.

Ich kannte ein wenig diesen jungen Herrn Lescale, der sechs Fuß maß; er war einer der reichsten Kaufleute in Paris; er hatte ein Comtoir in Marseille und mehrere Schiffe auf dem Meere. Er ist so eben gestorben. Dieser Mann war nicht traurig; aber wenn es ihm begegnete, an einem Tage zehn Worte zu sprechen, konnte man über Wunder schreien. Dennoch liebte er die Heiterkeit und that alles Mögliche, zu den Souper's geladen zu werden, die wir an den Sonnabenden veranstaltet hatten, und sehr geheim hielten. Er besaß Handelsinstinkt, und in einer zweifelhaften Sache würde ich ihn um Rath gefragt haben.

Sterbend erwies er mir die Ehre, mir einen Brief von drei Zeilen zu schreiben. Es handelte sich um einen jungen Mann, für den er sich interessirte, der aber seinen Namen nicht führte. Er hieß Philibert.

Sein Vater hatte zu ihm gesagt: „Thu, was „Du willst, es liegt wenig daran; ich werde „todt sein, wenn Du Dummheiten begehen „wirst. Du hast zwei Brüder; ich werde mein „Vermögen dem am wenigsten Dummen von „den Dreien vermachen, und den beiden Andern eine Rente von hundert Louisdor."

Philibert hatte in der Schulanstalt alle Preise davon getragen; aber als er sie verließ, wußte er nichts. Seitdem ist er drei Jahre lang Husar gewesen und zweimal nach Amerika gereiset. Zur Zeit der letzteren hielt er sich für verliebt in eine zweite Säugerin, die mir eine Erzspitzbübin scheint, sehr geeignet, ihren Liebhaber zum Schuldenmachen, dann zu Fälschungen und späterhin sogar zu einem hübschen kleinen Verbrechen zu bringen, das ihn direkt vor den Assisenhof führt. Dieß sagte ich dem Vater.

Herr Lescale ließ Philibert rufen, den er seit zwei Monaten nicht gesehen hatte.

„Wenn Du Paris verlassen und nach New-Orleans gehen willst," sagte er zu ihm, „geh'

ich Dir fünfzehntausend Francs, aber an Bord zahlbar, wo Du Supercargo *) sein wirst.

Der junge Mann reisete ab, und man leitete es so ein, daß mit seinem freien Willen sein Aufenthalt in Amerika länger, als die Glut seiner Leidenschaft dauern sollte.

Er wurde durch die Nachricht von dem Tode jenes armen Lescale zurückgerufen, der sich für 65 Jahre alt ausgab, und 79 zählte. In seinem Testamente anerkannte er seinen Sohn und hinterließ ihm vierzigtausend Livres Renten; überdieß, wenn er alle seine Besitzungen verkauft haben und völlig ruinirt sein wird, wird ihm einer von Lescale's Freunden immer am Ersten eines jeden Monats zweihundert Franks ausbezahlen, und dreihundert Franks, wenn er wegen Schulden im Gefängnisse sitzt.

Philibert besuchte mich; er sah sehr gerührt aus, und da er mich ernstlich um Rath ersuchte, sagte ich zu ihm: „Bleiben Sie in Paris, meinetwegen; aber unter der Bedingung, daß Sie sich in die legitimistische Opposition werfen und immer Böses von der Regierung sagen, welche es auch sei. Nehmen Sie eine Demoiselle der Oper unter Ihren Schutz und suchen Sie sich nur halb zu ruiniren; wenn Sie dieß Alles thun, werde ich fortfahren, Sie zu besuchen, und in acht Jahren, wenn Sie zweiunddreißig zählen, werden Sie klug sein."

„Ich bin es von heute an, wenigstens in einer Beziehung" antwortete er mir. „Ich geb' Ihnen mein Ehrenwort, nie mehr als vierzigtausend Franks jährlich auszugeben Aber warum soll ich mich in die Opposition werfen?"

„Die Rolle ist brillanter, und zudem geziemt sie demjenigen, der nichts nachzusuchen hat."

Diese Geschichte ist nicht wichtig; aber ich wollte sie mittheilen, weil sie genau wahr ist. Philibert hat Dummheiten begangen, aber im Grunde meine Rathschläge befolgt. Nur hat er im ersten Jahre sechzigtausend Franks durchgejagt; allein er schämt sich so darüber, daß ich denke, im heurigen werde er monatlich nicht über zweitausend Franks ausgeben.

Aus eigenem Antriebe hat er angefangen, Latein und Mathematik wieder zu lernen; er gedenkt einst auf einem ihm gehörigen Schiffe wieder nach Amerika zu segeln, Indien zu besuchen. Mit einem Worte, ungeachtet seines unvermutheten Vermögens, kann er ein sehr ausgezeichneter Mann werden, und wird eine gute Miene dazu machen, wenn er dies liest.

Ich habe ihm einige kleine Detailrathschläge von gutem Erfolge gegeben. Er wohnt in einer der abgelegensten Straßen der Vorstadt Saint-Germain und wird von den Portieren seines Quartiers sehr geschätzt. Er verwendet fünfzig Louisd'or auf Almosen; er hat nur drei Pferde, sie jedoch selbst in England geholt. Er ist in keiner Leseanstalt abonnirt und liest nie ein Buch, wenn es nicht ihm gehört und prächtig eingebunden ist. Er hat nur zwei Bediente, mit denen er niemals spricht, deren Lohn er aber jährlich um ein Viertheil erhöht.

Man hat ihn schon mehrmals wegen Heirathen ausholen lassen, worauf ich ihm erklärt habe, daß er meine Protection verlöre, wenn er vor dem sechsunddreißigsten Jahre heirathen würde. Ich hoffe immer, er werde irgend eine Dummheit begehen und fürchte, mich dabei zu betheiligen. Er ist sehr schön und sehr schweigsam. Auf meinen Rath ist er immer schwarz gekleidet, als trüge er Trauer. Ich habe unter der Hand verbreitet, er sei untröstlich über den Tod einer Dame von Baton-Rouge nahe bei New-Orleans. Er hätte gerne seine Oper-Geliebte weggethan, aber ich fürchte die Leidenschaften, und nöthige ihn, sie zu behalten.

Es gefällt ihm auf einem Landgute sehr wohl, vier Meilen von Compiegne, zu dessen Ankaufe ich ihn bewogen habe; dazu veranlaßte mich die gute Gesellschaft, nämlich der biedere Charakter von acht oder zehn benachbarten Schloßbesitzern. Alle Müßiggänger stimmen im Lobe des Herrn Lescale überein; er giebt viel Almosen und sieht einem stets von Jedermann Betrogenen gleich. Er hat unbegreifliches Glück bei Damen gemacht; aber im Grunde kann er nur Eine lieben, die er wöchentlich zweimal auf der Bühne sieht. Er findet, daß das von andern Frauenzimmern ge-

*) Vom spanischen sobre-sicher, und carga—Ladung; ein Beamter der ostindischen Compagnie, beauftragt, eine Ladung zu überwachen, um ihren Verkauf und die Rückkehr zu besorgen. D. Ueb

ſpielte Luſtſpiel ernſthaft und zugleich ſchal iſt. Kurz, Philibert Lescale iſt ein wohlerzogener Mann, und was man gewöhnlich einen liebenswürdigen Mann nennt.

NB. (Zwei Jahre ſpäter.) Ich habe Unrecht gehabt, den armen Philibert zu nöthigen, ſeine Sängerin zu behalten; er hat ſo eben ihretwegen ein Duell mit einem angeblichen ruſſiſchen Fürſten gehabt, der ihm eine Kugel durch die Stirne ſchoß, woran er geſtorben iſt.

Der ruſſiſche Fürſt, welcher verſchuldet, und übrigens weder Fürſt noch Ruſſe war, hat dieſe Gelegenheit begierig ergriffen, Frankreich und ſeine Viertellege in der Oper zu verlaſſen.

Von Stendhal (Henri Beyle.)

Erſte Liebe.

„Nichts hat mehr Herrſchaft über uns, als unſere erſten Neigungen," ſagt Virgil in ſeiner Georgika. Es iſt noch kein Tag, kein Augenblick vergangen, worin dieſes Sprüchwort nicht gedacht und wiederholt worden wäre. Warum ſollte man nicht in ſeinem Herzen die Spur der erſten Liebe bewahren? Das Mittel, dieſen ſo bezaubernden Wahnſinn aus ſeinem Gedächtniſſe zu verwiſchen, dieſe wechſelſeitige Ergebung, dieſe einſtimmige Ueberlaſſung zu Furcht und Hoffnung, zu Vergnügungen und Leiden? Man kann ſich an die Abweſenheit des geliebten Gegenſtandes gewöhnen, man kann ſelbſt den gebieteriſchen Umſtänden nachgebend, auf immer darauf verzichten; aber ſobald man ihn ohne Hoffnung verloren hat, ſo erſcheint er uns noch liebender und immer getreuer, mit einem einzigen Blicke das verſchlingende Feuer anzufachen, das man ſchon erloſchen glaubte; aber ſobald er wieder mit einer verdienten Berühmtheit, ehrenvollen Dienſtleiſtungen, einem großen Reichthum erſcheint, ſo bedarf es mehr als einer menſchlichen Kraft, um ſo vielen vereinigten Reitzen und dieſem, allen Eigenſchaften der Seele ohne Unterlaß gegebenen Sturme zu widerſtehen. Es lebt nur eine Mutter in der Natur, die eines ähnlichen Opfers fähig war; und wie ein berühmter Dichter, der die Frauen genau kennt, ſagt:

„Nur die mütterliche Liebe iſt es,
„Die die Liebe ſelbſt bekämpfen kann."

Karoline Melval, Tochter eines Kriegskommiſſärs, wurde zu Rennes durch die genaue Freundſchaft mit der Familie von Valmont, deren Chef Generalzahlmeiſter einer Militairdiviſion war, erzogen. Arthur, älteſter Sohn des Herrn von Valmont, liebte Karolinen ſchon von der früheſten Kindheit an, und wurde durch Gegenliebe beglückt. Dieſe gegenſeitige Zuneigung beglückte ihre Eltern, die ſchon ſeit langer Zeit durch gegenſeitige Dienſtleiſtungen einer gleichen Achtung und einer Gleichheit des Vermögens mit einander verbunden waren.— Sie ſahen es mit Vergnügen, wie ſich die beiden artigen Kinder immer einander aufſuchten, ſich in ihrer Gegenwart jene Erklärungen, jene Verſprechungen der Eintracht, der Beſtändigkeit machten, die anfänglich nur ein bloßer Scherz zu ſein ſchienen; die aber oft in den jungen Herzen keimen, und auf immer darin Wurzel faſſen. Arthur liebte Karolinen als Kind: er wurde entzückt und hingeriſſen, als das Alter der Jungfrau die Reitze die ſie von der Natur empfangen hatte, zu entwickeln begann. Er betete ſie an, als die Epoche, in welcher der Charakter ausgebildet, die Reitze der Anmuth und die hohe Schönheit erreicht hatte.

Karoline war es, die ihn in ſeinen Studien, in ſeiner Laufbahn als Seemann, in die ihn Herr v. Valmont in ſeinem ſechszehnten Jahre eintreten ließ, beſeelte: ſie war es ferner, die in ſeiner Seele das Verlangen anfachte, ſich

auszuzeichnen und seiner Familie den alten Glanz, den sie durch die politischen Unruhen und durch Unglücksfälle verloren hatte, wieder zu erkämpfen. Sie war es endlich, die sich unaufhörlich dem Gedanken Arthurs darstellte, seinen edlen Wetteifer entflammte, ihn zu einem hohen Ruhm reizte, ihn zu so schönen Waffenthaten begeisterte, die er in seinem fünfundzwanzigsten Jahre vollbrachte, und ihn zum Garde Lieutenant des Schiffes erhoben. Diesen Rang hatten Herr von Valmont und Karoline selbst abwarten wollen, ehe sie ihn mit einer so zarten und beständigen Liebe krönen wollten. Arthur zögerte nicht nach Rennes zu kommen, wo ihn sein Vater, und besonders die auf seine Vorzüge so stolze und glückliche Freundin, die ihn so schnell gehoben hatten, ihre Hand zu verdienen, mit Ungeduld erwarteten. Er kam an, und trug auf seinem ausdrucksvollen Gesichte jene männlichen und charaktervollen Züge eines ausgezeichneten Seemannes, so wie in seiner ganzen Gestalt diese imposante Stellung eines, seinem Vaterlande schon so theuern Helden; aber unter diesem kriegerischen Aeußern bemerkte man eine ritterliche Anmuth und diesen ausdrucksvollen Reiz, der die Liebe reizt und das Vertrauen gewinnt. Seine Blicke suchten mitten unter den geliebten Wesen, die ihn umgaben, Karolinen, verweilten auf ihr und schienen ihr zu sagen: „Nur dir habe ich meinen Ruhm zu verdanken und dafür will ich dir das Glück des Lebens darbieten."

Alles war bald für diese so gewünschte Verbindung einig, und schon war der feierliche Tag bestimmt, als Herr von Valmont, auf dessen Zügen schon einige Zeit der Ausdruck eines innern Kummers, eines geheimen Leidens lag, plötzlich an einem Schlagflusse starb und seinem Sohne nur noch diese letzten Worte sagen konnte: „Ich überlasse es Dir, ein Verbrechen wieder gut zu machen ... Beklage mich theurer Arthur ... und fluche nicht meinem Andenken!"

Bei diesem tiefen Schmerze, den der Tod des geliebten Vaters hervorbrachte, ergriff doch die Valmontsche Familie durch die letzten Worte des Sterbenden ein Schrecken: „Ein Verbrechen wieder gut zu machen! ... sagte Arthur zu sich selbst, indem er dieses schreckliche Geheimniß zu entschleiern suchte. Wie kann es sein, daß ein Vater, dessen Sitten so rein waren, dessen Betragen jederzeit untadelhaft schien, mir auferlegen, ein Verbrechen wieder gut zu machen, und die Furcht mit in das Grab zu nehmen, daß man sein Andenken verfluche?" Dieses Geheimniß wurde bald entdeckt. Herr von Valmont, Verwalter beträchtlicher Summen, die er unter das Militair aller Garde, bei einer der bedeutendsten Militair-Abtheilungen Frankreichs, zu vertheilen beauftragt war, hatte aus dieser Kasse 200,000 Franks entnommen, um die Ehre und das Leben eines seiner nächsten Verwandten, der sie ihm in drei Monaten, wieder geben sollte, zu retten.

Diese Wiedererstattung fand nicht statt: theilweise Entlehnen mit großen Interessen hatten, dem Anscheine nach, dieses Deficit aufgehäuft; aber doch wurde bei aller Vorsicht, die Herr von Valmont angewendet hatte, diese Verletzung dem Kriegsminister bekannt. Ungeachtet der großen Achtung, die dieser schon lange für Herrn von Valmont hegte, war er doch genöthigt, eine strenge Pflicht zu erfüllen und seine Absetzung auszusprechen, die er doch noch einen Monat geheim hielt, um ihm Zeit zu geben, das Geld wieder zu ersetzen und dadurch kriminellen Verfolgungen, die seine Ehre und selbst seine Familie compromittiren könnten, zu verwenden. Der schreckliche Termin ging zu Ende und der unbesonnene Ausleiher fand keinen Freund, der das für ihn thun wollte, was er für den undankbaren Urheber aller seiner Leiden gethan hatte, und verfiel daher in einen tiefen Gram, der ihn in das Grab stürzte. Schreckliche Lehre! Unglücklicherweise ein Beispiel, das bei den Verwaltern öffentlicher Gelder sehr häufig ist und die nie vergessen sollten, daß der Schlüssel ihrer Kasse mit einemmale ihre Ruhe, ihre Ehre, ihre und ihrer Familie Existenz verschließt!

Bei der Inventur, die nach Valmonts Tode gemacht wurde, fand man die Verschreibung der 200,000 Franken, die er seinem Verwandten gelichen hatte; diese bewies wenigstens nur den Mißbrauch des Vertrauens; aber der

ſchlechte Verwandte, ſelbſt in ſeinen ehrgeitzigen Plänen betrogen, hatte die Bretagne verlaſſen, ohne ſeinen Wohlthäter davon zu benachrichtigen und ohne etwas zurückzulaſſen, das den ungeheuern Verluſt, den er ihm zufügte, gut machen konnte. Die unglückliche Valmontſche Familie konnte ſich daher den Verfolgungen der Regierung von Frankreich nicht entziehen; ſie ſah ſich von allem was ſie beſaß, entblößt und Valmonts Name wurde unter die untreuen Diener und unvermögenden Schuldner geworfen. Die unvorhergeſehene Kataſtrophe brachte den jungen Arthur in Verzweiflung. Er zerriß ſogleich das glänzende Band Hymens, das er zu binden im Begriff ſtand. Das untadelhafte Betragen von Karolinens Vater, und ſeine ängſtliche Strenge in ſeinen Funktionen, als Kriegskommiſſär, erlaubten keine Heirath, die als entehrend betrachtet werden konnte. Arthur hatte daher den Muth, dem Fräulein Melval ſein Wort zurückzugeben, und ihr auf ewig Lebewohl zu ſagen, und als er ſeiner Familie diejenige Unterſtützung und den Troſt gereicht hatte, die er nur vermochte, begab er ſich an Bord, wo ihn neue Kränkungen erwarteten. Das Gerücht des Falliments des Herrn von Valmont hatte ſich in ganz Bretagne verbreitet. Die Verläumdung ſchilderte den Unverſtand dieſes Generalzahlmeiſters, als eine vorſätzliche Treuloſigkeit, in der Hoffnung ſich dadurch zu bereichern. Man legte ihm geheime Verbindungen mit Wucherern bei; man ging ſelbſt ſo weit das öffentliche Mitleid von ſeiner Familie unter dem Vorwand wegzuwenden, daß ſie in den Veruntreuungen dieſes ſtrafbaren Agenten hinreichende Hülfsmittel gefunden habe.

Dieſe Gerüchte kamen bis nach Breſt. Das Corps der Marine, das aus Offizieren ohne Tadel und von berühmten Namen beſtand, ſahen ungern den Sohn eines verſtorbenen inſolventen Mannes, eines untreuen Verwalters unter ſich. Man liebte Arthur von Valmont, man ſchätzte ſeine ritterlichen Eigenſchaften, man ſprach ſelbſt von ſeinen ſchönen Heldenthaten; allein man wollte nicht mehr mit ihm den herzlichen, freundſchaftlichen Händedruck, den vertraulichen Umgang, der die Tapfern mit einander verbindet und ſie zu einer Familie verſchmilzt, wechſeln und hegen. Arthur bemerkte dieß. Zu ſtolz in ſeinem Unglück, um den Gedanken zu ertragen, nicht mehr von denen geachtet zu werden, die früher lange nach ſeiner Freundſchaft geſtrebt hatten, denen er mehr wie einmal auf dem Wege der Ehre beigeſtanden hatte, nahm er als Schiffslieutenant ſeine Dimiſſion, und ſchiffte ſich nach den beiden Indien ein, mit der Sehnſucht, den Fehler ſeines Vaters wieder gut zu machen und ſein Andenken wieder in den vorigen Ruf zu bringen, indem er einſt das wieder bezahlte, was das blinde Vertrauen des Letztern dem Staate geraubt hatte.

Mehrere Jahre verfloſſen; Karoline Melval theilte alle Leiden mit der Valmont'ſchen Familie; ſie unterließ nicht, ihr Beweiſe ihrer Anhänglichkeit zu geben und ſie gegen die grauſame Beſchuldigungen, die man im Publikum gegen ihre Ehre hegte, zu vertheidigen. . . . . Sie folgte ihrem Arthur in Gedanken und bat den Himmel, ſeinen Muth zu unterſtützen, und zweifelte nicht, ihn mit allen den Mitteln zurückkommen zu ſehen, um damit die Unglücksfälle wieder gut zu machen, die ihr ſelbſt das Glück ihres Lebens koſteten. Es war umſonſt, daß Arthur die Großmuth gehabt hatte, ihr Verſprechen zurück, ihre Hand frei zu geben, ſie betrachtete ſich, als ſeine Verlobte; ſie floh die Geſellſchaft und ihre Vergnügungen; ſie widmete ſich ganz den Sorgen für ihren Vater, deſſen Geſicht ſich durch das übermäßige Arbeiten ſchwächte. Wittwer, und ohne andere Kinder, als unſre Karolinen, war ſie ſeine einzige Stütze, der Troſt ſeines Alters. Nie ſprach er mit ihr von Arthur, und wenn ſie ſelbſt, hingeriſſen durch das unwiderſtehliche Bedürfniß, ihr Herz auszuſchütten, den Reitz der erſten Gefühle ſchilderte, Hymens Altar bezeichnete, den die Liebe ſchon mit Blumen geziert hatte, ergriff Herr Melval lebhaft eine Hand ſeiner Tochter und rief mit einer Freude, die ſie in Verzweiflung brachte: „Glücklicherweiſe hat er Dir dein Verſprechen zurückgegeben!“ Dieſe Worte, und der Ton, mit dem er ſie ausgeſprochen hatte, erregten in Karolinen ein Schaudern, und deuteten ihr klar, daß ihr Vater andere Heirathsvorſchläge habe.

Unter den Leuten die auf dem Büreau des Herrn von Melval arbeiteten, befand sich ein Unter-Kriegskommissär Namens Norvins. — Er war Arthurs Schulfreund und beklagte sein Unglück aufrichtig, sprach nie anders von ihm, als mit dem Interesse, das man gegen den hegt, den man achtet. Norvins war fünf und dreißig Jahre alt; das Studium und Arbeit waren von jeher seine einzige Leidenschaft. Sein Blick war lange nicht so durchdringend wie der von Arthur, allein man fand darin den Spiegel einer reinen und sanften Seele.

Nie entschlüpfte seinen bescheidenen Lippen ein Scherz, und wenn ja zuweilen ein muthwilliges Lächeln einen Augenblick auf seinem Gesichte glänzte, so war es schnell durch den Ernst des Nachdenkens wieder verlöscht. Seine Person war nicht geziert, aber auch nicht linkisch: er war mit einem Worte ein moderner Weise, ein wahrer Freund, solid, ohne Umschweife, ohne Nachdruck im Reden, aber bereit, Blut und Leben für die, so er liebte, hinzugeben. Man konnte nicht sagen, wenn man ihn sah, daß er liebenswürdig, aber man mußte sich gestehen, daß er ein redlicher Mensch sei.

Ein solcher Charakter stand mit dem des Herrn Melval in vollkommner Uebereinstimmung, der sich auch immer mehr und mehr an seinen Mitgehülfen anschloß. Er vertraute ihm beinahe die ganze Leitung seiner Verwaltung an; er fand in ihm diesen brennenden Eifer, diese Promptheit der Ausführung und besonders diese strenge Redlichkeit, die so nothwendig in der richtigen Vertheilung der Bedürfnisse ist, die nach dem Willen des Königs, den Soldaten gereicht werden sollen.

Malvils Gesicht wurde unterdessen immer schwächer, und ohne Norvins wäre er genöthigt gewesen, sein Amt als Kriegs-Commissär, dessen Ertrag beinahe sein ganzes Vermögen ausmachte, niederzulegen. Die Erkenntlichkeit zog unvermerkt das Band der Freundschaft immer enger zusammen; selbst Karoline konnte dem treuen Freunde ihres Vaters, der ihn in seine Arbeiten stellte, und ihm dadurch eine ehrenvolle Existenz erhielt, ihre Achtung nicht versagen. Mehr als einmal hatte ihm Melval angeboten, die beträchtlichen Nebeneinkünfte des Amtes mit ihm zu theilen; aber obgleich Norvins ohne Vermögen war, so wieß er doch beständig solche Anerbietungen, die sein Zartgefühl verwundeten, ab; die Stelle als Unterkriegs-Kommissär genügte seinem Ehrgeitze.

Bald wurde Melval von einer gänzlichen Blindheit befallen, und wegen der hohen Achtung, die er im Ministerium genoß, erhielt er den Befehl, sich seinen Nachfolger selbst zu wählen. Er bezeichnet Norvins als solchen, dessen Verdienste und Dienstleistungen ihn einer solchen Belohnung würdig machten. Norvins nahm diese Stelle unter der Bedingung an, daß sein Freund, sein Wohlthäter, die Honorare dieses einträchlichen Postens mit ihm theilen müsse. Herr Melval, der vorher Norvins zur Annahme des nämlichen Antheils nicht bewegen konnte, glaubte jetzt auch dessen Anerbieten ausschlagen zu müssen. Seine Zurückgezogenheit und seine einfache Lebensweise, sagte er, seien hinreichend, um mit seiner Tochter von dem Wenigen das er besitze, zu leben. Diese, deren Einfachheit für die Erhabenheit ihrer Seele bürgte, unterstützte ihren Vater in seiner edeln Weigerung mit so viel Nachdruck, daß sie fürchtete, Norvins zu viele Erkenntlichkeit seiner Rechte zu geben; aber dieser bestand von Neuem auf einer Theilnahme, die er zur Existenz des ehrwürdigen Blinden gerecht und nothwendig glaubte; er erklärte selbst, daß er die Stelle ohne diese Bedingung nicht annehmen werde, und sie der Disposition des Ministeriums überlassen müsse.—

Nun wohl, sagte ihm Melval in Gegenwart von Karolinen, es giebt blos ein Mittel, alles mit Ihrem und meinem Interesse zu vereinigen und zu verschmelzen. Heirathen Sie meine Tochter, durch dieses glückliche Band werden Sie die Ruhe meines Alters sichern und dadurch meine theuerste Hoffnung erfüllen und so folgen Sie mir in einer Stelle, zu der Sie die heiligsten Rechte heben.

Bei diesem Vorschlage heftete Norvins seine Blicke auf Karolinen, unbeweglich und zitternd, und bat sie, die Antwort die er zu erwarten habe, selbst zu diktiren. Sie stockte, schwieg einen Augenblick und sammelte sich; sie wagte

es, ihren Vater daran zu erinnern, daß ganz Rennes ſie als die Verlobte des Sohnes des unglücklichen Valmont betrachte.

„Aber," erwiederte Melval heftig, „als Arthur abreiſte, gab er Dir Dein Verſprechen zurück und die Freiheit, über Deine Hand zu verfügen."

„Soll man ihn denn, da er großmüthig war, ſagte Norvins, ſoll man ihn denn erdrücken, das Unglück mißbrauchen, das ihn verfolgt?"

„Aber es ſind ja ſchon drei Jahre, daß er ſich eingeſchifft, und beinahe zwei, daß man keine Nachrichten von ihm hat; verſprechen Sie mir, lieber Norvins, daß, wenn noch ein Jahr vorübergeht, Sie mich nicht in das Grab ſteigen laſſen, ohne mir den Troſt gegeben zu haben, die Stütze meiner Tochter und der treue Gefährte ihrer Schickſale zu werden; verſprechen Sie mir, in einem Jahre ihr Gemahl zu ſein?"

„Ich verſpreche," antwortete er, „nur dann der Fräulein Melval anzugehören, wenn ſie mich ſelbſt würdigen wird, mich um ſie bei ihrem Vater zu bewerben." Bei dieſen Worten ging er fort.

Karoline, bewegt und nachdenkend, konnte ſich nicht enthalten, ihm mit ihren Augen zu folgen, und ihr Blick ſchien zu ſagen, daß nach Arthur, er der einzige Mann ſei, der ihrer Liebe würdig wäre.

Das kommende Jahr verfloß, und der würdige Melval, den die Blindheit noch trauriger machte als es wirklich ſchien, beſonders in Hinſicht ſeiner Tochter, fühlte, daß ſich das Ende ſeiner Laufbahn nahe; Arthur, kam nicht allein nicht wieder, ſondern gab nicht einmal ein Lebenszeichen von ſich, und ſeine betrübte Familie fing auch an zu zweifeln, ihn je wieder zu ſehen. Eines Morgens trat Karoline in das Zimmer ihres Vaters um ihm die Sorgen ihrer kindlichen Liebe zu widmen und fand ihn kraftlos und kaum athmend; ſeinen Augen, obgleich dem Tageslicht verſchleiert, entrollten häufige Thränen. Sie ging zu ihm, drückte ihn in ihre Arme, und frug ihn um die Urſache ſeiner Niedergeſchlagenheit. „Ich werde Dich verlaſſen, antwortete ihr der Greis, der Tod hat nichts Schreckliches für mich, aber der Gedanke, Dich auf dieſer Erde allein zurücklaſſen zu müſſen.

„O mein Vater!" ſchrie Karoline, „ich verſtehe Sie und gehorche Ihnen. Wenn die Liebe heilige Rechte hat, ſo ſind die der Natur unwiderſtehlich . . ."

Als ſie ſo ſprach, trat Norvins, durch das Geräuſch, das er gehört hatte, gereizt, herein. „Kommen Sie, kommen Sie!" rief ihm Karoline mit dem Ausdruck eines hingebenden Herzens entgegen; „alles muß den Wünſchen und dem Willen eines Vaters nachgeben: kommen Sie, daß ich Ihnen meine Hand biete."

„Das Jahr iſt verfloſſen," rief der Greis, indem er alle ſeine Kräfte zuſammenraffte; „Norvins, denken Sie an Ihr Verſprechen!" Norvins fiel darauf vor Karolinen auf die Knie, und zum erſtenmale ergriff er ihre Hand und bedeckte ſie mit ehrerbietigen Küſſen. — Melval ſah endlich ſeine heißeſten Wünſche in Erfüllung gehen.

Die Hochzeit wurde ohne allen Glanz und Pomp gefeiert: an dem Krankenbette des Greiſes ſprach der Prediger die heiligen Worte der Weihe, und Karoline ſchien, ohngeachtet der Unruhe ihres Innern, den Eid ohne Zwang auszuſprechen. —

Amor wird vielleicht darüber murren, aber die Macht der Begebenheiten, die Befehle, die Wünſche eines ſterbenden Vaters, eine zweifelhafte Zukunft, die Bürgſchaft eines wahren und dauerhaften Glücks, alles vereinigte ſich, dieſe Verbindung ſchicklich und wohl gewählt zu machen. Wenn der unruhige, erſtaunte Hymen ſeinen Altar nicht mit Blumen geſchmückt ſieht, ſo wird er doch wenigſtens einen reinen Weihrauch darauf finden, und das Feuer ſeiner Fackel wird ſich nach und nach entzünden, wird die erſchöpften Kräfte eines geliebten Vaters, eines ehrwürdigen Greiſes beleben.

Melval hatte noch das Glück, ſich in einem Enkel wieder aufleben zu ſehen, der Karl genannt wurde, und ihm noch ſterbend ſeinen Segen zu ertheilen. Die Achtung, welche er in der ſeiner Sorgfalt anvertrauten Militair-Diviſion genoß, wurde das Erbtheil ſeines würdigen Nachfolgers.

Norvins ward ſeit mehreren Jahren als der

treueſte Geſchäftsmann, als der redlichſte Menſch geprieſen. Karoline war ſelbſt über die Anhänglichkeit, die ſie gegen ihn hegte, erſtaunt, und ihre Feſſeln erſchienen nie leichter, als ſeit ihrer Heirath.

Arthur hatte ſeiner Familie nicht das geringſte Lebenszeichen von ſich gegeben; dieſes traurige Stillſchweigen von beinahe acht Jahren ließ vermuthen, daß dieſer Unglückliche in ſeinen Projekten untergegangen, und durch den edlen Ehrgeitz, die Schulden ſeines Vaters zu bezahlen, betrogen, unterliegen haben müſſen, ſei es in den Gefahren, denen er auf dem weiten Meere getrotzt, oder den Beſchwerlichkeiten der Arbeiten, die er unternommen hatte. Madame Norvins, mit allen Genüſſen der Gattin und Mutter umgeben, ohne den aus dem Herzen zu verlöſchen, der es zuerſt eingenommen hatte, litt weniger in ſeiner Abweſenheit, und konnte nicht die Macht begreifen, die ihr Mann über ſie errungen hatte.

Nachdem Norvins ſie gezwungen, ſie zu achten, hatte er es auch nach und nach dahin gebracht, daß ſie ihn liebenswürdig fand. Freilich war es nicht jener Geiſt, jene Anmuth und jener unbegränzte Reiz des Arthur von Valmont, aber es war eine Gleichheit des Charakters ohne Eintönigkeit, ein feſter Willen ohne Despotismus, eine tiefe Gelehrſamkeit, einen durch Studium gebildeten Geſchmack und beſonders ein gränzenloſes Vertrauen, eine immerwährende Güte

Dieſes häusliche Glück, das Karoline genoß, ward noch durch den kleinen Karl vermehrt, der täglich mehr das lebhafte Bild ſeines Vaters wurde. Er hatte ſeine Züge, ſeinen Blick, ſeinen Gang und ſeine Sprache. Schon von ihm auf dem erſten Pfade ſeines Lebens geleitet, zeigte er, daß er einſt alle ſeine Eigenſchaften in ſich vereinigen werde. Er war lernbegierig, zuvorkommend, beſcheiden, und Norvins übernahm es ſelbſt, ihn in ſeinen Studien zu leiten, als eine Unvorſichtigkeit, die er aus übertriebenem Eifer beging, den Gang einer ſo reinen Glückſeligkeit unterbrach.

Durch ſeine Pflicht, noch mehr aber durch ſeine eigene Neigung berufen, in einem ſtrengen Winter, die verſchiedenen Garniſons, die ſeiner Aufſicht anvertraut waren, zu beſuchen, fiel er vom Pferde, und dieſer Unfall, der ihm anfangs von keinen nachtheiligen Folgen zu ſein ſchien, raubte ihn bald ſeiner Familie, ſeinen zahlreichen Freunden.

Es iſt doch ſehr wahr, daß ein ſo neidiſches Geſchick nie zuläßt, daß ein vollkommenes Glück lange auf Erden beſtehe.

Madame Norvins verlor nicht allein in ihrem Gatten den Vater ihres Kindes und den beſten der Männer; aber mit ihm eine ehrenvolle Exiſtenz, die ſich jetzt nur allein auf den geringen Nachlaß ihres Vaters beſchränkte. Sie mußte nun die ſeitherige Wohnung verlaſſen, und beinahe alle ihre Leute verabſchieden, ſich mit einer kleinen Wittwenwohnung und dem einfachſten Leben beſchränken, um die Ausgaben, die die Erziehung ihres Sohnes, den ſie auf das Lyceum gethan hatte, nothwendig machten, zu beſtreiten. Dieſer herrliche Knabe wurde täglich ſeiner Mutter immer werther. Sie konnte nicht ermüden, ihre Blicke beſtändig auf ihn zu heften und zu ihm zu ſagen, indem ſie ihn mit den zarteſten Liebkoſungen überhäufte: „Armes Kind! welchen großen Verluſt haben wir beide erlitten! aber der Deinige iſt noch größer, und ich muß nur daran denken ihn wieder gut zu machen, O mein Sohn, betrachte mich unaufhörlich; laß mich oft Deine liebe Stimme hören, deren Ausdruck ſo leicht zu meinem Herzen dringt, und ich denke dann dabei, daß Dein Vater noch lebe.“

(Schluß folgt.)

Poetisches.

Kolumbus.

„Was willst du, Fernando, so trüb und bleich?
Du bringst mir traurige Mahr!"
„Ach edler Feldherr, bereitet Euch!
Nicht länger bezähm' ich das Heer!
Wenn jetzt nicht die Küste sich zeigen will,
So seid Ihr ein Opfer der Wuth;
Sie fordern laut wie Sturmgebrüll,
Des Feldherrn heilig's Blut.

Und eh' noch dem Ritter das Wort entfloh'n,
Da drängt die Menge sich nach,
Da stürmten die Krieger, die wüthenden, schon
Gleich Wogen in's stille Gemach.
Verzweiflung im wilden, verlöschenden Blick,
Auf bleichen Gesichtern der Tod.—
„„Verräther! wo ist nun dein gleißendes Glück?
Jetzt rett' uns vom Gipfel der Noth!

Du gibst uns nicht Speise, so gib uns denn Blut!"'
Blut rief das entzügelte Heer.—
Sanft stellte der Große den Felsenmuth
Entgegen dem stürmenden Meer.
„Befriedigt mein Blut euch, so nehmt es und lebt
Doch bis noch ein einziges Mal
Die Sonne dem feurigen Osten entschwebt,
Vergönnt mir den segnenden Strahl!

Beleuchtet der Morgen kein rettend Gestad',
So bietʼ ich dem Tode mich gern,
Bis dahin verfolgt noch den muthigen Pfad,
Und trauet der Hülfe des Herrn!"
Die Würde des Helden, sein ruhiger Blick,
Besiegte noch einmal die Wuth.
Sie wichen vom Haupte des Führers zurück
Und schonten sein heil'gs Blut.

„„Wohlan denn! es sei noch! doch hebt sich de Strahl
Und zeigt uns kein rettendes Land,
So siehst du die Sonne zum letzten Mal!
So zittre der strafenden Hand!"'
Geschlossen war also der eiserne Bund;
Die Schrecklichen kehrten zurück.—
Es thue der leuchtende Morgen nun kund
Des duldenden Helden Geschick!

Die Sonne sank, der Tag entwich;
Des Helden Brust ward schwer;
Der Kiel durchrauschte schauerlich
Das weite wüste Meer.
Die Sterne zogen still herauf,
Doch ach! kein Hoffnungsstern!
Und von des Schiffes ödem Lauf
Blieb Land und Rettung fern.

Vom Trost des süßen Schlafs verbannt,
Die Brust voll Gram durchwacht,
Nach Westen blickend unverwandt,
Der Held die düstre Nacht.
„Nach Westen, o nach Westen hin
Beflügle dich, mein Kiel!
Dich grüßt noch sterbend Herz und Sinn,
Du meiner Sehnsucht Ziel!

Doch mild' o Gott von Himmelshöh'n
Blick' auf mein Volk herab!
Laßt nicht sie trostlos untergeh'n
Im wüsten Fluthengrab!"
Es sprach's der Held, von Mitleid weich;—
Da horch! welch' eiliger Tritt?
„Noch ein Mal, Fernando, so trüb und bleich?
Was bringt dein bebender Schritt?'

„Ach, edler Feldherr, es ist geschehʼn!
Jetzt hebt sich der östliche Strahl,"'
„Sei ruhig mein Lieber, von himmlischen Höhʼn
Entwand sich der leuchtende Strahl.
Es waltet die Allmacht von Pol zu Pol;
Mir lenkt sie zum Tode die Bahn."
„Leb wohl denn, mein Feldherr! leb ewig wohl
Ich höre die Schrecklichen nahʼn!"'

Und eh' noch dem Ritter das Wort entfloh'n,
Da drängte die Menge sich nach;
Da stürmten die Krieger, die wüthenden schon
Gleich Wogen in's stille Gemach.
„Ich weiß was ihr fordert, und bin bereit;
Ja, werft mich in's schäumende Meer;
Doch wisset, das rettende Ziel ist nicht weit;
Gott schütze dich, irrendes Heer!"

Dumpf klirrten die Schwerter, ein wüſtes Geſchrei
Erfüllte mit Grauſen die Luft;
Der edle bereitet ſich ſtill und frei
Zum Weg in die fluthende Gruft.
Zerriſſen war jedes geheiligte Band;
Schon ſah ſich zum ſchwindelnden Rand
Der treffliche Führer geriſſen; Und? Land——
Land! rief es, und donnert' es, Land!

Ein glänzender Streifen mit Purpur gemalt,
Erſchien dem beflügelten Blick;
Vom Golde der ſteigenden Sonne beſtrahlt,
Erhob ſich das winkende Glück;
Was kaum noch geahnet der zagende Sinn,
Was muthvoll der Große gedacht; — —
Sie ſtürzten zu Füßen des Herrlichen hin, —
Und prieſen die göttliche Macht.

Die Lilie.

Sinnend ſchritt ich durch den Garten,
Von manch' altem Bild erfüllt;
Auf die Sterne wollt' ich warten
Die die trübe Nacht verhüllt.
Schwarze Wolken hingen nieder
Zu der fernen Berge Saum,
Und der Vögel Abendlieder
Tönten, wie im leiſen Traum.

Horch', da ſtiegen ſanfte Laute
Aus dem Blumenbeet hervor,
Und die weiße Lilie ſchaute
Mild und licht zu mir empor.
Duftend dann und düſterrd tauchte
Sich ihr Kelch in kühlen Thau,
Und die ſüße Stimme hauchte
Klagend durch die dunkle Au:

„Hyacinth, du lieber Knabe,
Biſt du wieder mir entfloh'n?
Ruheſt wiederum im Grabe,
Schönen Frühlings ſchönſter Sohn?
Ach, auf fruchtlos langer Reiſe
Folg' ich dir, ein ſcheues Kind,
Durch des Jahres flücht'ge Kreiſe,
Hyacinth!

Ahnen kann ich deine Nähe,
Mich umweht dein ſüßer Duft,
Mächtig ſtreb' ich in die Höhe
Aus der Knoſpe grüner Gruft;
Doch vom Zauber ſtreng befangen,
Kann ich dann, ein ſchwaches Kind,
Nie zu dir empor gelangen,
Hyacinth!

Immer ſeh'n und nicht erreichen,
Was die Seele lieben muß
Mälig nah'n und raſch entweichen,
Das iſt, o Natur! dein Schluß.
Laß nach ewigem Verderben
Einmal nur dein armes Kind
Mit ihm leben, mit ihm ſterben,
Hyacinth!"

Alſo ſang die Schmerzenreiche,
Aufgelöst in weher Luſt,
Und das Haupt, das duftend bleiche,
Barg ſie an der Roſe Bruſt.
Stille war's im dunkeln Garten,
Und die Lüfte wehten lind,
Und die hohen Bäume ſtarrten
Traurig auf das arme Kind.

Schnelle Vögel ſangen's wieder,
Was die ſchöne Blume litt,
Sternlein blickten fromm hernieder,
Und die Wolken weineen mit.
Um mich tönt' es fern und lange,
Durch den lauen Abendwind,
Mit der Liebe vollſtem Klange
Sehnend, klagend: Hyacinth!

Graf Eberhard, der Rauſchebart.

Iſt denn im Schwabenland verſchollen aller Sang,
Wo einſt ſo hell vom Staufen die Ritterharfe klang?
Und wenn er nicht verſchollen, warum vergißt er ganz
Der tapfern Väter Thaten, der alten Waffen Glanz?

Man lispelt leichte Liedchen, man ſpitzt manch Sinngedicht,
Man höhnt die holden Frauen, des alten Liedes Licht;
Wo rüſtig Heldenleben längſt auf Beſchwörung lauſcht,
Da trippelt man vorüber, und ſchauert, wenn es rauſcht.

Brich denn aus deinem Sarge, ſteig aus dem düſtern Chor
Mit deinem Heldenſohne, du Rauſchebart hervor!
Du ſchlugſt dich unverwüſtlich noch greiſe Jahr' entlang,
Brich auch durch unſre Zeiten mit hellem Schwertesklang!

Der Ueberfall im Wildbad.

In ſchönen Sommertagen, wann lau die Lüfte weh'n,
Die Wälder luſtig grünen, die Gärten blühend ſteh'n,
Da ritt aus Stuttgarts Thoren ein Held von ſtolzer Art,
Graf Eberhard der Greiner, der alte Rauſchebart. —

Mit wenig Edelknechten zieht er in's Land hinaus,
Er trägt nicht Helm, noch Panzer, nicht geht's auf blut'gen Strauß,
In's Wildbad will er reiten, wo heiß ein Quell entſpringt,
Der Sieche heilt und kräftigt, der Greiſe wieder jüngt.

Zu Hirſau bei dem Abte, da kehrt der Ritter ein,
Und trinkt bei Orgelſchalle den kühlen Kloſterwein.
Dann gehts durch Tannenwälder in's grüne Thal geſprengt,
Wo durch ihr Felſenbette die Enz ſich rauſchend drängt.

Zu Wildbad an dem Markte, da ſteht ein ſtattlich Haus,
Es hängt daran zum Zeichen ein blanker Spieß heraus.
Dort ſteigt der Graf vom Roſſe, dort hält er gute Raſt,
Den Quell beſucht er täglich, der ritterliche Gaſt.

Wenn er ſich dann entkleidet und wenig ausgeruht
Und ſein Gebet geſprochen, ſo ſteigt er in die Fluth;
Er ſetzt ſich ſtets zur Stelle, wo aus dem Felſenſpalt
Am heißeſten u. vollſten der edle Sprudel wallt.

Ein angeſchoßner Eber, der ſich die Wunde wuſch,
Verrieth vereinſt den Jägern den Quell in Kluft und Buſch:
Nun iſt's dem alten Recken ein lieber Zeitvertreib,
Zu waſchen und zu ſtrecken, den narbenvollen Leib.

Da kommt einsmals geſprungen ſein jüngſter Edelknab':
„Herr Graf! es zieht ein Haufe das ob're Thal herab.
Sie tragen ſchwere Kolben, der Hauptmann führt im Schild
Ein Röslein roth von Golde und einen Eber wild."

„„Mein Sohn, das ſind die Schlegler, die ſchlagen kräftig drein, —
Gib mir den Leibrock, Junge! — das iſt der Eberſtein,
Ich kenne wohl den Eber, er hat ſo grimmen Zorn;
Ich kenne wohl die Roſe, ſie führt ſo ſcharfen Dorn.""

Da kommt ein armer Hirte in athemloſen Lauf:
„Herr Graf, es zieht 'ne Rotte das untre Thal herauf.
Der Hauptmann führt drei Beile, ſein Rüſtzeug glänzt und gleißt,
Daß mir's wie Wetterleuchten, noch in den Augen beißt."

„„Das iſt der Wunnenſteiner, der gleißend' Wolf genannt, —
Gib mir den Mantel, Knabe! — der Glanz iſt mir bekannt,
Er bringt mir wenig Wonne, die Beile hauen gut, —
Bind mir das Schwert zur Seite! — der Wolf, der lechzt nach Blut.

Ein Mägdlein mag man ſchrecken, das ſich im Bade ſchmiegt,
Das iſt ein luſtig Recken, das Niemand Schaden fügt,
Wird aber überfallen ein alter Kriegesheld,
Dann gilt's, wenn nicht ſein Leben, doch ſchweres Löſegeld.""

Da spricht der arme Hirte: „Deß mag noch werden Rath,
Ich weiß geheime Wege, die noch kein Mensch betrat.
Kein Roß mag sie ersteigen, nur Geißen klettern dort;
Wollt Ihr sogleich mir folgen, ich bring' Euch sicher fort."

Sie klimmen durch das Dickicht den steilsten Berg hinan;
Mit seinem guten Schwerte haut oft der Graf sich Bahn.
Wie herb das Fliehen schmecke, noch hatt' ers nie vermerkt,
Viel lieber möcht' er fechten, das Bad hat ihn gestärkt.

In heißer Mittagsstunde bergunter und bergauf!
Schon muß der Graf sich lehnen auf seines Schwertes Knauf.
Darob erbarmt's den Hirten des alten, hohen Herrn,
Er nimmt ihn auf den Rücken: „Ich thu's von Herzen gern!"

Da denkt der alte Greiner: „„Es thut doch wahrlich gut,
So sänftlich seyn getragen von einem treuen Blut;
In Fährden und in Nöthen zeigt erst das Volk sich echt,
Drum soll man nie zertreten sein altes, gutes Recht.""

Als drauf der Graf gerettet zu Stuttgart sitzt im Saal,
Heißt er 'ne Münze prägen als ein Gedächtnißmaal,
Er gibt dem treuen Hirten manch blankes Stück davon,
Auch manchem Herrn von Schlegel verehrt er eins zum Hohn.

Dann schickt er tücht'ge Maurer in's Wildbad alsofort,
Sie sollen Mauern führen rings um den offnen Ort,
Damit in künft'gen Sommern sich jeder greise Mann,
Von Feinden ungefährdet, im Bade jüngen kann.

Buntes und Allerlei.

Neues Mittel eine reiche Heirath zu machen. — Humoreske. Er war ein Brodway-Ritter und sie eine Dame von Brodway. Er trug sich immer nach der neusten Mode und hatte einen gewichsten Schnurrbart, aber war nichts desto weniger sehr liebenswürdig. Er hatte kein Geld aber desto mehr Schulden. — Sie hatte viel Geld und keine Schulden. Er liebte sie unverschämt. Sie liebte ihn auch, aber sehr verschämt; das will nicht sagen, daß sie sich ihrer Liebe schämte, nein sie wußte nur nicht recht ob sie ihn nehmen sollte, oder ob nicht noch ein Anderer kommen würde, der ihr mehr gefiele und was die Hauptursache ist, mehr Geld hätte. Nachdem er eines Tages wieder recht zärtlich gedrängt hatte, daß sie sich erkläre, da am selben Vormittag seine Gläubiger ihn gedrängt und ihm erklärt hatten, daß sie ihm bald unentgeltlich Quartier verschaffen würden, — stürzte er verzweiflungsvoll aus dem Hause und dem — nächsten Restaurateur zu hier nahm er ein Glas — nicht Gift, sondern Portwein und setzte sich in eine Ecke, wo er denn einen furchtbaren Monolog über Heirath u. Nichtheirath hielt. Mit einem Male stieß er einen Schrei aus. Ich habe es! ich habe es! Die Gäste sehen sich erstaunt um und glaubten der Schnurrbart sey verrückt geworden — dieser aber lief der Thüre zu, vergaß in der Eile sein Glas zu bezahlen u. fort war er.

Am nächsten Abend trat im Park Theater der Mime Anderſon in einer ſeiner Pracht-Rollen auf. Des Schnurrbarts unbarmherzige Geliebte war im Theater; beim Nachhauſegehn an einer Ecke des Brodway und Union Parks nahe dem BlumenThal wurde ſie mit einem Male von einigen ärmlich ausſehenden Männern umringt, die ſich an ſie machten und ſich ſogar Gewaltthätigkeiten erlaubten — mit einem Male drängte ſich ein Jüngling durch die Menge, ſchlug einen der Spitzbuben nieder, warf zwei mit einem Fußtritt in den Rinnſtein und jagte die Andern mit ſchrecklichen Flüchen in die Flucht. Dann kehrte er zu der Dame zurück, die zitternd da ſtand und ſich den ganzen Hergang nicht zu erklären wußte. Mein Gott ſind Sie es, Miß, der ich daß Leben rettete? Sie war höchſt erſtaunt, daß er gerade als Deus ex machina erſcheinen mußte; dann gingen ſie beide Arm in Arm ihrer Wohnung zu.

Bei Gott, ſagte Einer der Liegenden, der Kerl ſchlug zu, als ob er angeſtellter Watſchmann ſey. Wahrhaftig, ſagte der Andere, wenn ich nicht wüßte, daß das ganze eine Komödie ſey, ich würde es für Ernſt gehalten haben. Uebrigens er hat uns die 4 Schilling bezahlt und wenn wir nächſtens in Geldverlegenheit ſind, gehen wir zu ihm und gibt er uns nichts, ſo drohen wir die ganze Geſchichte ſeiner Geliebten mitzutheilen. — Dann gingen die edlen durchgeprügelten in eine Kneipe und zehrten.

Acht Tage ſpäter enthielt die New-Yorker Sun die Verlobungs-Anzeige des Schnurrbarts und ſeiner Geliebten.—

Dieſes enthält eine Moral für alle Heirathsluſtige.

Eine ſonderbare Geſchichte.

In Wien kam ein junger Mann in eine Reſtauration und ließ ſichs wohl ſchmecken. Nachdem er ſeinen Appetit geſtillt, zog er aus ſeiner Brieftaſche einen 100 Fl. Schein und bezahlte die Rechnung. Der Wirth nahm den Schein in Empfang und gab dem Gaſte das übrige Geld heraus. Ein zweiter Herr im blauen Frack, der gleichfalls geſpeiſt hatte, ſprach ſo eben mit dem Wirthe, als dieſer das Papier wechſelte. Er beſah ſich daſſelbe und frug dann den erſten Gaſt ob er nicht noch einige ſolcher Scheine bei ſich habe, da er gern einige einzuwechſeln wünſche. „O ja," erwiederte der Gefragte, langte abermals ſeine Brieftaſche hervor und die Wechſelung ging vor ſich. Sie verließen gemeinſchaftlich das Kaffeehaus mit einander und wanderten einige Straßen zuſammen. Da blieb der Herr im blauen Fracke plötzlich ſtehen und ſagte zu ſeinem Begleiter: „Ich wohne hierſelbſt, es würde mir und den Meinigen höchſt angenehm ſein, wenn Sie uns durch Ihren Beſuch beehren wollten. Kommen Sie und wir trinken ein Flächſchen ächten Nierenſteiner mit einander!" Der andere nahm das Erbieten an. Man trat in das Haus, ſtieg die Treppe empor und gelangte in einen geräumigen Saal. Der erſtaunte Begleiter ſah ſich hier verwundert um, denn er befand ſich auf dem — Polizei-Bureau. „Ich muß Sie erſuchen, begann jetzt der Herr im blauen Fracke, mir zu ſagen, wo ſie die Banknoten herbekommen haben, denn ſie ſind falſch. Der Gefragte erblaßte, und wollte ſich durchaus zu keiner Antwort verſtehen. „Wiſſen Sie, fuhr der Polizeimann fort, daß, wenn Sie ſich nicht hinſichtlich dieſer Papiere legitimiren, Sie unfehlbar gehangen werden? Der Banknoteninhaber gerieth immer mehr in Beſtürzung und geſtand endlich die Brieftaſche mit den falſchen Papieren einem Herrn im Theater geſtohlen zu haben.

„Würden Sie den Eigenthümer der Brieftaſche wieder erkennen?"

„Unbezweifelt, zumal da er ſeinen beſtimmten Platz im Theater hat."

„Wohlan, ſo gehen wir heut' zuſammen ins Theater und Sie thun, was ich ihnen befehlen werde."

Am Abende ſtanden die zwei pünktlich hinter dem Eigenthümer der Brieftaſche. Der Entwender ließ dieſelbe leiſe auf den Boden gleiten hob ſie dann auf und frug die Umſtehenden, ob Jemand dieſes Porteſeuille verloren habe, der Eigenthümer wendete ſich auch um, erkennt ſeine Brieftaſche und reclamirt ſie als die Seinige, indem er zugleich dem ehrlichen Finder dankte. Dieſer erbittet ſich jedoch, bevor er ſie zurückgiebt, einige Kennzeichen aus. Der Ei-

genthümer nennt ein Portrait und eine Schneiderrechnung. Beim Herausgehen aus dem Schauspielhause wird der Brieftaschenherr von der Polizei in Beschlag genommen und es ergiebt sich, daß er auf seinem Gute eine ganze Banknotenfabrik errichtet hat. Der Andere kömmt als Dieb ein Jahr ins Zuchthaus. Als er seine Strafzeit überstanden hat, meldet er sich als Schreiber bei einem Rechtsgelehrten. Dieser erfährt das Schicksal desjenigen, der ihm seine Dienste angeboten hat.

„Wohlan, spricht er endlich, nachdem er aufmerksam zugehört hat, wenn sich alles so verhält wie Ihr mir da erzählt habt, so ist geholfen. Ich selbst werde Eure Sachen führen.— Und dem war so. Der Schreiber erhielt 20,000 Fl. von der Staatskasse ausgezahlt, denn es heißt ausdrücklich in den Gesetzen: wer behülflich ist, daß ein Banknotenverfälscher entdeckt und zur Strafe gezogen wird, erhält eine Belohnung von 20,000 Fl. So schickt sich's manchmal in der Welt.

Ein Soldatenstreich.

Ein durstiger alter Kunde, der schon eine geraume Zeit in der Ver. St. Armee gedient hatte, wurde in eine Garnison an der Grenze von Missouri stationirt; nachdem er schon alles mögliche probirt hatte, um sich Whiskey zur Auswaschung seiner trockenen Kehle zu verschaffen, fiel er auf folgenden Kniff:

Es ist gebräuchlich, daß die Soldaten in den Garnisonen ihre wollenen Decken nach dem Flusse tragen um sie dort zu waschen. Unser alter durstiger Kunde packte ein halb Dutzend Decken zusammen und schleppte dieselben nach dem Flusse, wo ihm der Whiskyverkäufer begegnete. Von diesem ließ er sich ein Gefäß mit Schnapps füllen, legte seine Decken hinein, ließ sie liegen bis sie sich gehörig vollgesogen hatten, warf sie dann über die Schulter und trat seinen Rückzug nach der Garnison an. Unterwegs begegnete ihm ein Offizier der „Unrath" merkte.

„Werft eure Decken ab! ihr habt eine Flasche Whisky daran," donnerte der Offizier ihn an.

„Ich bitte um Erlaubniß, Herr, ich habe nicht," antwortete gefaßt der durstige Kamerad.

„Nieder mit den Decken. Legt sie alle auseinander. Zeigt eure Taschen. Ich rieche es. Wo war't ihr?"

„Ich habe die Decken für meine Zimmerkameraden ausgewaschen."

„Well, macht daß Ihr fortkommt, ich kann nichts bei euch finden. Aber Ihr habt euch so voll Whisky gesogen, ihr alter Schwamm, daß ihr so stark riecht wie ein Wandernder Schnappsladen." Unser alter Kamerad machte, daß er in sein Quartier kam, preßte vier Gallonen Whisko aus seinen Decken — und trank sich einen prachtvollen Rausch.

Das letzte Wort. Warum sagt man wenn von einem Ehepaare gesprochen wird: „Herr N. N und Frau N. N." und bei Verlobungs- und Heiraths-Anzeigen: „Herr und Fräulein H." Da doch die Artigkeit und Ehrerbietigkeit gegen das schöne und schwächere Geschlecht, welche ja! vor allem in den amerikan. gesellschaftlichen Beziehungen mit Recht eine so große Rolle spielen, es gebieten würden, daß die Herzens-Damen vorausgehen?— Einige haben das Verhältniß durch den Einsegnungs-Spruch: „Er soll dein Herr sein," andre dadurch erklären wollen, daß die Frau des Mannes Namen nach der Verheirathung annehme. Dem ist aber nicht so!—Nein!— Das ganze weibliche Geschlecht hat auf die zweifelhafte Ehre des Vortritts verzichtet, um das letzte Wort zu behalten! Und auf das Recht werden sie nach des frommen Gellerts Lehre nimmermehr verzichten. Bei denjenigen Heiraths-Anzeigen, wo der Name des Fräuleins oben, der des Mannes aber unten steht, kann man die untrügliche Schlußfolgerung ziehen, daß das Verhältniß im Zusammenleben sich umgekehrt gestaltet. Dagegen wird der Mann, der statt: „Ich und meine Frau"— „meine Frau und ich" sagt, in der Regel unter den Pantoffel stehen. Unterwürfigkeit unter dem weiblichen Scepter ist ihm zur andern Natur geworden.